

REZENSIONEN

Kommunikation durch symbolische Akte. Religiöse Heterogenität und politische Herrschaft in Polen-Litauen. Hrsg. von Yvonne Kleinmann. Stuttgart: Steiner, 2010. 305 S., Abb. = Forschungen zur Geschichte und Kultur des östlichen Mitteleuropa, 35. ISBN: 978-3-515-09419-1.

Insgesamt vierzehn Autoren haben in dem Sammelband ihre Aufmerksamkeit auf die religiöse Heterogenität und politische Herrschaft sowie die Kommunikation durch symbolische Akte in Polen-Litauen in der Zeit vom 16. bis zum 18. Jahrhundert gerichtet. Der Sammelband wird durch einen Einleitungstext der Herausgeberin und zwei theoretische Texte von Gottowik und Preuß ergänzt. Wenn auch inhaltlich etwas heterogen, behandeln die Autoren des Bandes verschiedene Kommunikationsformen und Räume: Grygorjeva analysiert die diplomatischen Zeremonien polnisch-litauischer Gesandter in Istanbul, Kulik beschäftigt sich mit Sex und Liebe zwischen Juden und Christen usw.

Viel Platz wird dem Zusammenleben verschiedener Konfessionen in einem Raum (Stadt, Region) gewidmet. Müller weist zu recht auf das diesbezügliche Spezifikum Ostmitteleuropas hin. Er spricht von „Toleranz vor der Toleranz“ in Ostmitteleuropa und zerstört dabei einerseits den Mythos der ‚polnischen Toleranz‘ und zeigt andererseits, dass eine gewisse Koexistenz verschiedener Konfessionen in Ostmitteleuropa bereits früher stattgefunden hat als in deutschen Ländern und Westeuropa. Diese These Müllers wird am Beispiel Polen-Litauens im Beitrag von Kazmierczyk zur Politik der polnischen Magnaten gegenüber den jüdischen Untertanen weiterentwickelt.

Obwohl in Polen-Litauen der Katholizismus die dominierende Konfession war, bedeutete dies keine Benachteiligung jüdischer Mitbürger bei Gerichtsverfahren. Węgrzynek zeigt das sehr deutlich am Beispiel Lublins in seiner Untersuchung zu Konflikten zwischen Franziskanern und der jüdischen Bevölkerung. Kleinmann macht anhand sehr spannender Beispiele von Privilegien in Rzeszów deutlich, wie diese Koexistenz auf der unteren Ebene der Gesellschaft funktionierte. Bei der Analyse der Privilegien der Rzeszöwer Zünfte konnte sie beispielsweise feststellen, dass bei der Ausübung katholischer Traditionen die jüdischen Mitglieder von der Teilnahme an öffentlichen katholischen Veranstaltungen befreit waren und die Vertreter anderer

christlicher Konfessionen einen Vertreter schicken durften.

Die Koexistenz verschiedener Konfessionen hatte auch Einfluss auf die Konfessionen selbst, wie aus dem sehr erkenntnisreichen Aufsatz von Doktor zu ersehen ist. Im 18. Jahrhundert entstand in Polen eine jüdische Sekte von Frankisten, die versuchte, den Judentum und die Dogmen des katholischen Glauben miteinander zu verbinden.

Obwohl sich die Autoren des Bandes hauptsächlich auf die Frage der Koexistenz konzentrieren, werden die Konflikte nicht ausgespart. Der Aufsatz von Augustynowicz beschäftigt sich z. B. hauptsächlich mit der Frage der angeblichen Ritualmorde in Sandomierz.

Zwei Texte des Sammelbands beschäftigen sich mit der Frage des Zusammenhangs zwischen frühneuzeitlicher Nation und Konfession in Polen-Litauen. Tricoire analysiert das Thema der „Erfindung“ der Gottesmutter als Königin von Polen und Rohdewald untersucht den Kult von Josafat Kuncevyč im 17. Jahrhundert. Beide Themen sind recht wenig erforscht, wobei sie sehr aussagekräftig zum Thema Nation und Konfession sind. Die Untersuchung von Tricoire ist auch deswegen spannend, weil sie ein klassisches Beispiel für die Erfindung von Geschichte zur Stabilisierung der Nation ist. Dagegen verdeutlicht der Beitrag von Rohdewald, welche Faktoren das Funktionieren eines multikonfessionellen Staates wie Polen-Litauen ermöglicht haben. Mit diesem Aufsatz ergänzt der Autor auch die Forschungen von Mathias Niendorf über die Nationsbildung im Großfürstentum Litauen in der Frühen Neuzeit (Mathias Niendorf: Das Großfürstentum Litauen. Studien zur Nationsbildung in der frühen Neuzeit (1569–1795). Wiesbaden 2006).

Der ganze Band beschäftigt sich, wie man aus dem Titel entnehmen kann, geographisch mit Polen-Litauen, d. h. einer Doppelmonarchie der Frühen Neuzeit. Der konföderative Charakter dieses Staates bedeutete, dass die Situation im polnischen und litauischen Teil auch für die Vertreter verschiedener Konfessionen jeweils unterschiedlich sein konnte. Diesen Unterschiede belegt beispielsweise direkt das Dritte Litauische Statut: Anders als im polnischen Teil der Republik der beiden Nationen (*Rzeczpospolita Obojga Narodów*) war die Strafe für die Ermordung jüdischer Mitbürger im litauischen Teil die gleiche wie für den Mord an Adligen. Juden durften Güter erwerben, und lange Zeit

war der Übertritt zum Katholizismus für die jüdische Bevölkerung lohnend: In diesem Fall bekam der neugetaufte Jude, egal wie reich oder arm er war, sofort den Status eines litauischen Adligen (Vgl. Jurgita Šiaučiūnaitė-Verbickienė: *The Social and Legal Status of Jews in the Grand Duchy of Lithuania and its Influence on the Status of Tatars and Karaites*, in: *Central Europe* 8 [2010], 2 [Special Issue on the Grand Duchy of Lithuania], p. 68–85). Solche Details hatten vermutlich auch Auswirkungen auf den alltägliche Umgang zwischen den Vertretern verschiedener Konfessionen im litauischen Teil der Doppelmonarchie, der höchstwahrscheinlich ein anderer war als im polnischen Teil. Diese spannende Hypothese haben die Autoren des Bandes nicht überprüft, weil sie sich vor allem bei den mikrohistorischen Forschungen ausschließlich auf polnische Fallbeispiele konzentrierten. Diese womöglich zu polonozentristische Sicht auf die Geschichte Polen-Litauens provoziert weitere Fragen: Man bezweifelt nicht die Existenz einer polnischen politischen Nation in der Frühen Neuzeit; ob es dagegen eine litauische politische Nation gab und, wenn ja, in welchem Verhältnis sie zur polnischen

politischen Nation stand, ist nicht ganz geklärt. Diese Frage ließ Niendorf im bereits erwähnten Buch für die zukünftige Forschung offen und sie wurde auch im hier besprochenen Sammelband nicht aufgegriffen. Vor allem Rohdewald hätte diesem Punkt nachgehen können mit der Fragestellung, ob der Kult von Josafat Kuncevyč nicht doch ein Instrument für die Bildung einer litauischen politischen Nation war. Eine solche Möglichkeit hat Niendorf dargeboten, als er z. B. den Marienkult im Großfürstentum als einen Integrationsfaktor der politischen Nation bewertete. Rohdewald dagegen beschränkt sich in seiner Untersuchung auf die Feststellung, dass eines der wichtigsten Zentren dieses Kultes Vilnius und das Großfürstentum waren und dass dieser Kult auch im polnischen Teil des Doppelstaates verbreitet war.

Abgesehen von gewissen konzeptionellen Schwächen, ist der besprochene Sammelband jedoch als sehr wichtiger Beitrag zur Geschichte der religiösen Heterogenität in Polen-Litauen und in Ostmitteleuropa zu werten.

Alydas Nikžentaitis, Vilnius

GERHARD SEEWANN: *Geschichte der Deutschen in Ungarn. Band 1: Vom Frühmittelalter bis 1860*. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2012. XVI, 549 S., 4 Ktn. = *Studien zur Ostmitteleuropaforschung*, 24/I. ISBN: 978-3-87969-373-3.

GERHARD SEEWANN: *Geschichte der Deutschen in Ungarn. Band 2: 1860 bis 2006*. Marburg/Lahn: Herder-Institut, 2012. VIII, 654 S. = *Studien zur Ostmitteleuropaforschung* 24/II. ISBN: 978-3-87969-374-0.

Eine „moderne Forschungsansätze aufgreifende Geschichte ethnischer, konfessioneller und nationaler“ Verhältnisse der Deutschen in Ungarn vom frühen Mittelalter bis zur Gegenwart in Handbuchform: so lautete das selbst gewählte Ziel Gerhard Seewanns, das er im Vorwort zu seinem zweibändigen Werk (vgl. Bd. 1, S. IX) explizit formuliert hat. Es soll die Erwartungen des deutschen und des ungarischen Lesepublikums befriedigen und als Compendium für die Unterrichtung der noch in Ungarn ansässigen deutschen Minderheit sowie ungarischer Studierender dienen. Diesem Anspruch ist der Autor nur in begrenztem Umfang gerecht geworden. Seine Darstellung ist in methodischer

Hinsicht alles andere als „modern“; gelegentlich kommt sie knochentrocken daher. Am meisten erstaunt aber seine monoethnische Verengung, die nicht jenem Bild einer vielfältig mit anderen Gruppen verflochtenen Minderheit entspricht, wie sie längst zur Richtschnur der internationalen Forschung und auch der deutschen Osteuropahistoriographie geworden ist. In dieser Hinsicht bleibt Seewann, der sein außerordentlich umfangreiches Geschichtswissen durchaus gewinnbringender hätte darlegen können, hinter seinen eigenen Zielvorgaben zurück.

Ein weiteres Manko fällt bei der Lektüre des (insgesamt mit ca. 50 Seiten sehr knapp geratenen) Mittelalter-Abschnitts ins Auge: Die Nachbarhistoriographien derjenigen Staaten, deren Territorien zum mittelalterlichen Ungarn gehörten, werden vom Verfasser kaum berücksichtigt, wodurch eine auf ungarische und österreichische/deutsche Sichtweisen verengte Optik entsteht: Hier wären etwa die stadt- und wirtschaftsgeschichtlichen Forschungen des über jede nationale Voreingenommenheit erhabenen slowakischen Historikers Ondrej Richard Halaga, die Erträge der rumänischen Historiographie oder die Spezialforschungen von Konrad Gündisch zum siebenbürgisch-sächsischen Pa-

triazat unbedingt heranzuziehen gewesen, daneben aber auch (in westlichen Sprachen verfügbare) Arbeiten aus Kroatien, Serbien und der Ukraine. Doch selbst die für die mittelalterliche Geschichte Ungarns international renommierten Arbeiten von János M. Bak sucht man in den Fußnoten vergeblich.

Der Autor beginnt mit einer Skizze der ungarisch-deutschen Beziehungen im Mittelalter und den Folgen königlichen und privaten Landesausbaus seit dem 11. Jahrhundert, als deren Ergebnis etwa in Siebenbürgen und in der Zips, später auch in anderen Regionen, zahlreiche Siedlungen entstanden, an deren Zustandekommen deutsche Siedler einen maßgeblichen Anteil hatten. Auch die frühe Habsburger-Herrschaft von 1526 bis zum Ende der „Türkenzeit“ um 1700 wird mit weiteren 50 Seiten lediglich cursorisch behandelt, obwohl es gerade zu dieser Periode eine Vielzahl aktueller Forschungen gibt, die ein ganz neues Licht auf jene Zeit geworfen haben und dabei auch die „deutschen“ Bezüge der ungarischen Geschichte mit berücksichtigt haben. Der Leser kann sich des Eindrucks nicht erwehren, dass für Seewann das Mittelalter und die frühe Phase der Habsburgerzeit in der Gesamtgeschichte eine Art lästige Pflichtübung bilden.

Erst mit dem einsetzenden 18. Jahrhundert beginnt sich die Präsentation zu verdichten, wobei das vorrangige Interesse des Autors deutlich erkennbar dem 19./20. Jahrhundert gilt. Ausführlich schildert Seewann das „Jahrhundert der Ansiedlung“ zwischen 1711 und 1790, wobei er den Perspektiven der Siedler, adeliger Grundherren und staatlicher Instanzen innerhalb der Habsburgermonarchie gleichermaßen Rechnung trägt. Besonderes Augenmerk schenkt er den konfessionellen Verhältnissen, die sich infolge der Ansiedlungspolitik im 18. Jahrhundert herausbildeten und die neben Momenten der gegenseitigen Segregation auch Elemente interkonfessioneller Kontakte aufwiesen. In weiteren Hauptkapiteln behandelt Gerhard Seewann das Zeitalter von der Aufklärung bis zur Revolution von 1848. Die dabei aufgezeigten Perspektiven der Slowaken, Serben, Rumänen und Siebenbürger Sachsen fallen reichlich stereotyp aus und ignorieren neuere Erkenntnisse, die von einer Präponderanz des politischen gegenüber dem nationalen Moment innerhalb Transleithaniens in den Jahren 1848/49 ausgehen. In diesem Lichte betrachtet stellt sich auch die „Magyarisierung“ in

der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts als wesentlich weniger intentionaler Vorgang dar, als dies aus der Überlieferung deutschnationaler Quellen scheinen mag.

Der zweite Band beginnt mit einer allgemeinen Darstellung zur nationalstaatlichen Phase Ungarns zwischen 1848 und 1914, dem sich ein Kapitel zur Situation der Deutschen in der Zeit des österreichisch-ungarischen Dualismus anschließt. Sozialhistorische Gegebenheiten werden dabei angesprochen, organisatorische und kulturelle Strukturen aufgezeigt und die politischen Aktivitäten unterschiedlicher ungarndeutscher Gruppen erläutert. Hier ist der Hinweis auf die überseeische Auswanderung von Ungarndeutschen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etwas dürftig ausgefallen – war doch die Amerika-Auswanderung aus verschiedenen Gegenden des damaligen Königreichs Ungarn zu jener Zeit durchaus beträchtlich, was etwa in bestimmten Gegenden der Zips sogar das ethnische Gefüge veränderte. Zu Recht weist Seewann auf die weit verbreitete Mehrsprachigkeit der Bewohner der ungarischen Reichshälfte und deren unterschiedliche Motivationen hin (S. 55–59); hier deckt sich sein Bild mit dem in der Ethnologie verbreiteten Konzept der „ethnischen Indifferenz“. Allerdings wird der Autor – ungeachtet der selbst vorgebrachten Vorbehalte gegenüber den Unzulänglichkeiten historischer Statistiken – nicht müde, dem Leser an anderer Stelle *in extenso* Statistiken zur nationalen Zusammensetzung Gesamtungarns bzw. einzelner Städte und Regionen vorzusetzen, als ließe sich in der Tat ein nationales/ethnisches Bekenntnis, dessen Tendenz von den Bedingungen der Erhebungen beeinflusst wurde, in exakten Prozentzahlen ausdrücken. Gerade die scheinbare Präzision der Zahlen suggeriert aber die Existenz klar voneinander geschiedener ethnischer Entitäten und rückt das Menschliche aus dem Fokus der Betrachtung.

Der Zeit vom Ersten bis zum Zweiten Weltkrieg räumt Seewann breiten Raum ein. Er unterstreicht darin das Dilemma der deutschen Minderheit in dem durch die Bestimmungen von Trianon verkleinerten Staat, angesichts einer uneindeutigen Minderheitenpolitik ihre Loyalität im Spannungsfeld zwischen Ungarn und der von dem „Patronagestaat“ Deutschland massiv unterstützten Volkstumspolitik festzulegen.

Eine bedauerliche Einseitigkeit prägt die Darstellung der Vertreibung der Deutschen aus Un-

garn, insbesondere dort, wo die Tschechoslowakei zum Vergleich herangezogen und nach einem altbekannten Muster der tschechoslowakische Staatspräsident Edvard Beneš dämonisiert wird (S. 337–340). Hier hätte die Berücksichtigung weiterer Sekundärliteratur und die Rezeption noch anderer Archivquellen als der aus dem britischen Public Record Office sicherlich zu einer Horizonterweiterung führen können. Wenn das Werk Seewanns in der Tat im Schulunterricht und in der universitären Lehre in Ungarn eingesetzt wird, werden hier unreflektiert Bilder deutscher Selbstviktimsierung und der Stereotypisierung „Osteuropas“ in den ungarischen Diskurs transferiert.

Im letzten Kapitel behandelt Seewann die Zeit des Sozialismus in Ungarn bis zur politischen Wende von 1989, mit einem Ausblick auf die Zeit danach bis hin zur jüngeren Gegenwart. Vor der Folie nationalitätenpolitischer Prämissen des Staatssozialismus im Allgemeinen spürt er den unterschiedlichen Phasen der Behandlung der deutschen Minderheit in Ungarn seit dem Zweiten Weltkrieg nach, die ab 1983 in eine liberalisierte Periode mündeten. Damit wurde bereits der Boden für eine neue Haltung nach 1989 bereitet.

Beiden Bänden sind ausgewählte Quellen hinzugefügt, die ein didaktisches Angebot an Geschichtslehrer darstellen. Ein umfangreiches Register von Orts- und Personennamen erweist sich angesichts des Umfangs der beiden Bände als hilfreich.

Ungarn teilt mit anderen Staaten Ostmitteleuropas, etwa Polen und Litauen, das Schicksal, dass sich sein Territorium im Laufe der Geschichte häu-

fig grundlegend verändert hat. Dies verdeutlichen auch die historischen Karten am Ende des Ersten Bandes, die die Entwicklung bis zum Ersten Weltkrieg veranschaulichen. Bei der gegebenen Themenstellung hätte für den Leser noch deutlicher herausgearbeitet werden müssen, welche ethnisch deutschen Gruppen jeweils zu Ungarn gehörten und wie es um ihr Verhältnis zu diesem Staat bestellt war.

Gerhard Seewann hat eine ausgesprochen dichte Materialsammlung zu den Deutschen in Ungarn zusammengestellt. Eine wirkliche Geschichte der Deutschen in Ungarn muss aber erst noch geschrieben werden – am besten wohl von einem multinationalen Forscherteam. Für den Einsatz im Schulunterricht wäre die Einbeziehung von Geschichtsdidaktikern ratsam gewesen. Die hätten sicherlich zu einer Konzentration der Materie und zu einer lebendigeren Darbietung geraten. Möglicherweise hätten sie sich sogar die Frage gestellt, ob der rein chronologische Zugang der einzige mögliche sei oder nicht ein thematischer Zuschnitt in manchen Fragen erhellender hätte sein können. Die Unterscheidung der lebensweltlichen Realitäten städtischer und ländlicher Existenz oder die lange Zeit prägenden Momente der Konfessionalität fallen einem hier ein, doch ließen sich auch noch weitere Analyse Kriterien eruieren, die gerade zur Überwindung jener ethnischen Engführung hätten beitragen können, welche dem tatsächlichen Erfahrungshorizont der Deutschen in Ungarn als einer unter vielen anderen Gruppen zu keinem Zeitpunkt entsprach.

Tobias Weger, Oldenburg

VLADIMIR A. LAPŠIN: Tver' v XIII–XV vv. (po materialam raskopok 1993–1997 gg.) [Tver' im 13.–15. Jahrhundert (Ausgrabungsergebnisse der Jahre 1993 bis 1997)]. S.-Peterburg: Fakul'tet filologii i iskusstv SPbGU, 2009. 534 S., Taf., Abb., Tab., Graph., Ktn. ISBN: 978-5-8465-0917-7.

Obgleich die Fürsten von Tver' im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts zu den erbittertsten Konkurrenten der Moskauer Fürsten beim Kampf um die vom Großkhan der Goldenen Horde verliehene Großfürstenwürde zählten, weiß man über die Stadt Tver' als Herrschaftssitz immer noch recht wenig. Während ausgedehnte Flächengrabungen in Moskau, Novgorod und Kiew seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs detaillierte Einblicke in Genese, Be-

bauungsentwicklung und Bebauungsstruktur dieser drei mittelalterlichen Großstädte ermöglicht haben, begannen eigentliche, aber vergleichsweise immer noch bescheidene Grabungen in Tver' erst vor etwa dreißig Jahren. Diese Verspätung hängt einerseits wohl damit zusammen, dass das Fürstentum Tver' lange im Schatten auch des historiographischen Interesses gestanden hat und dass die einzige neue und umfassende Darstellung seiner Geschichte aus der Feder eines Deutschen – Ekkehard Klug – stammt. Andererseits haben umfangreiche Überbauungen des 19. und 20. Jahrhunderts sowie die Abtragung der Kathedrale, des Spaso-Preobraženskij sobor, während der Stalinära das verhältnismäßig kleine Territorium des Kreml' so stark umgestaltet, dass Großgrabungen nur sehr eingeschränkt

möglich sind. Die Grabung, deren Ergebnisse V. A. Lapšin im vorliegenden Bande präsentiert, umfasst eine Fläche von 1400 Quadratmetern im Nordostteil des Kreml' unweit des ehemaligen Standorts der Kathedrale. Da sie keine geschlossene rechteckige Fläche, sondern eine U-Form aufweist (Baugrube für den geplanten Neubau des Staatlichen Museums), vermag sie die Bebauungsentwicklung nur ausschnittsweise wiederzugeben. Gleichwohl erlaubt es die sorgfältige Grabungsdokumentation, der Klärung einer Reihe offener Fragen näherzukommen.

Heiß umstritten war in der historischen wie der archäologischen Forschung die Entstehungszeit Tver's. Musste eine Stadt, deren Fürsten schon im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts dreimal Großfürsten der ganzen Rus' waren, nicht bereits auf eine längere Entwicklung zurückblicken können? Die schriftlichen Quellen bezeugen die Stadt erst für 1215/16. Sitz eines eigenen Teilfürsten war sie von 1247 bis zur Annektierung durch Moskau im Jahre 1485. Die außerordentlich genauen Dendrodaten, die aus den ausgegrabenen Holzbestandteilen erhoben werden konnten, zeigen nun, dass die zentralen Teile des Kreml' tatsächlich erst um die Wende des 12. zum 13. Jahrhundert bebaut worden sind. Tver' ist also eine vergleichsweise junge Stadt, noch jünger als Moskau.

Doch nicht nur das frappiert. Noch mehr überrascht, dass die Bebauungsstruktur innerhalb des Grabungsfensters im Vergleich nicht nur zu Novgorod, sondern auch zu Moskau ein sehr bescheidenes Bild des städtischen Lebens enthüllt. Wir sehen kleine, in Blockbauweise gezimmerte Wohnhäuser, welche häufig sogar aus wiederverwendeten Resten älterer, abgebrochener oder verbrannter Bauten bestanden. Selbst innerhalb dieses doch zentralen Teiles des Kreml' konnte anders als in Novgorod und in Moskau kein einziges mehrräumiges Haus freigelegt werden. Im Unterschied zu Groß-Novgorod lässt sich bis zum 15. Jahrhundert auch keine Kontinuität von Grundstücksgrenzen erkennen. Die Grundstücke sind wenig ausgeprägt und klein, nur der Glanzzeit des Fürstentums lassen sich zwei größere Parzellen mit reicherer Fundausstattung zuweisen, die wahrscheinlich Angehörige der Elite beherbergt haben. Auf den meisten Grundstücken dürften Handwerker und Gewerbetreibende gelebt haben. Das Nebeneinander von Angehörigen der verschiedensten sozialen Schichten sogar innerhalb des Kreml' war in den Städten der Rus' zu jenen

Zeiten jedoch ohnehin die Regel. Hölzerne Straßenbeläge (*mosty*) tauchen erst in der Spätphase des Fürstentums auf, um das Jahr 1400, also 450 Jahre später als in Novgorod und 50 Jahre später als im Moskauer Kreml. Der bescheidene Lebenszuschnitt der Stadtbewohner spiegelt sich auch in der vergleichsweise kargen Fundausstattung wider. Sodbrunnen sind bislang nicht nachgewiesen; die Einwohnerschaft hat ihr Brauchwasser offenbar aus den Flüssen herbeigeht. Tuchreste, welche sich in den feuchten Bodenpartien erhalten haben, entstammen alle heimischer Produktion, waren also grobe Gebrauchstuche. Von vorwiegend flämischen Importtüchern haben sich nur vereinzelte Bleiplomben erhalten. Insgesamt vermitteln die bislang für das spätmittelalterliche Tver' vorliegenden Grabungsbefunde das Bild einer eher ‚zweitklassigen‘ Provinzstadt, die nach Ausweis des Fundmaterials auch in ihrer Alltagskultur den zeitgenössischen städtischen ‚Trendsettern‘ weit hinterherhinkte. Dieses Bild kontrastiert radikal mit dem für kurze Zeit erfolgreichen Anspruch der Tverer Dynastie auf die Großfürstenwürde. Der Ehrgeiz, aus der Schar der übrigen Teilfürsten hervorzustechen, hatte sich ja schon 1285 abgezeichnet, als vermutlich Fürst Michail Jaroslavič mit dem Spaso-Preobraženskij sobor den ersten steinernen Sakralbau der Nordost-Rus' nach dem Mongolensturm errichten ließ. Erklärt neben der territorialen Kleinräumigkeit des Teilfürstentums u. a. auch diese bescheidene städtische Wirtschaftsbasis, dass Tver' den Wettlauf mit Moskau verloren hat?

Vieles an der topographischen Entwicklung der Stadt bleibt nach wie vor unklar. Nur die ehemaligen Grenzen des Kreml' sind nun weitgehend bekannt. Aber es ist kaum anzunehmen, dass das bislang erarbeitete Bild durch künftige Grabungen völlig auf den Kopf gestellt wird. Ein Ertrag der Grabung ist noch erwähnenswert: drei neue Schriftstücke aus Birkenbast (Nr. 3–5), welche Novgoroder Autorenschaft verraten und die engen Beziehungen zwischen Tver' und Novgorod bezeugen (S. 136 f, 165).

Der hier vorgelegte Grabungsbericht ist muster­gültig konzipiert, wird eingebettet in die archäologische Forschungsgeschichte Tver's sowie in die Ergebnisse der Geschichtsschreibung, und besticht durch seine vorsichtig-kritischen Wertungen der Funde wie der bisherigen Forschung.

Carsten Goehrke, Zürich

PAUL DUKES / GRAEME P. HERDT / JARMO KOTILAINE: *Stuarts and Romanovs. The Rise and Fall of a Special Relationship*. Dundee: Dundee University Press, 2009. XVI, 262 S., 21 Abb., 2 Ktn. ISBN: 978-1-84586-055-4.

This interesting book was written by three scholars with overlapping research interests. Paul Dukes, emeritus professor at the University of Aberdeen, is a well known historian of early modern Russia whose previous books include "The Making of Russian Absolutism, 1613–1801" (1982). Graeme Herdt of the Geneva Centre for Security Policy is an expert on General Patrick Gordon, an important Scottish military expert and confidant of the future Peter the Great. Jarmo Kotilaine is a brilliant historian of early modern Russia's economy who wrote "Russia's Foreign Trade and Economic Expansion in the Seventeenth Century" (2005). These scholars have published an ambitious study of seventeenth-century Anglo-Russian diplomatic and commercial relations by focusing on what they claim was a "special relationship" forged between the new Stuart and Romanov dynasties that were born at the dawn of the seventeenth century. The Stuarts came to power in 1603 when James VI of Scotland (wrongly identified as James VII on pages 21 and 25) succeeded Elizabeth I to become King James I of England. The Romanovs came to power at the end of Russia's "Time of Troubles" (a civil war aggravated by Polish and Swedish military intervention) when young Mikhail Romanov was elected tsar in 1613 by the most representative Assembly of the Land in Russian history. The Stuarts fell from power in the Glorious Revolution of 1688, a transformative event that led to the emergence of Britain as a Great Power. The Romanovs, of course, lasted until 1917, but starting in the late seventeenth century Russia experienced its own transformative 'revolution' led by the tsar-reformer Peter the Great. "Stuarts and Romanovs" provides an accurate, detailed, well-documented, up-to-date survey of Anglo-Russian relations in the century before the emergence of Britain and Russia as Great Powers, and it will be useful to students and scholars in a wide variety of disciplines.

The greatest strength of "Stuarts and Romanovs" is in charting the vicissitudes of Anglo-Russian commercial relations during the seventeenth century. The book's greatest weakness is its failure to demonstrate that England and Russia developed

a "special relationship" while the Stuarts were in power. It may be argued that a special relationship between Russia and England developed in the late sixteenth century after Ivan the Terrible granted English merchants unique privileges in the Russian market that deeply rankled native Russian merchants. The English government was always careful, however, to avoid unnecessary political, military or diplomatic entanglement with the tsars, much to the annoyance of Ivan the Terrible and his successors. After the Time of Troubles the English continued to seek privileges in the Russian market while carefully avoiding a potentially troublesome alliance with Moscow. Far from forging a special relationship, throughout the seventeenth century the English and Russians pursued their own (often divergent) diplomatic, political, and economic interests. For example, when the Russians finally emerged from the Time of Troubles and were in the process of electing Tsar Mikhail, officials of the Muscovy Company (the English joint-stock company that monopolized Anglo-Russian trade) convinced James I to contemplate military intervention in Russia in order to secure Company profits and to help James build an empire. As a result, for a brief period of time James and Mikhail were actually rivals for the Russian throne (pages 28–29). On the other hand, readers of *Stuarts and Romanovs* will also learn that during the English Civil War and Cromwell's Protectorate, the Russian government worked behind the scenes against the English "regicides" who had executed Charles I in 1649. Tsar Aleksei loaned a large sum of money to the future Charles II and allowed Charles' agents in Russia to disrupt Muscovy Company activities and enrich themselves in the process. Once on the throne, a grateful Charles II promoted Anglo-Russian trade, but Russian merchants who opposed all foreigners' privileges in the Russian market managed to convince the tsar to put an end to Russia's longstanding commercial policies that favored foreign over native merchants. The resulting (mercantilist) new trade statute of 1667 was a significant step in the development of the Russian economy, and it helps explain why Muscovy Company activity and profitability continued to decline during the late seventeenth century. That eventually led to the reorganization of the company in 1698, about a decade after the Stuart dynasty was swept from power and Peter the Great came of age.

Chester S. L. Dunning, College Station, TX

IRINA VLADIMIROVNA RUŽICKAJA: *Prosveščennaja bjurokratija (1800 – 1860e gg.)*. [Aufgeklärte Bürokratie, 1800 – 1860er Jahre.] Moskva: Izdatel'skij centr Instituta rossijskoj istorii RAN, 2009, 341 S. ISBN: 978-5-8055-0212-6.

Die „aufgeklärten“ bzw. „liberalen“ Beamten des frühen 19. Jahrhunderts, die die Reformen vorbereiteten und durchführten, sind ein beliebter Gegenstand, sind sie doch Beweis dafür, wie europäisch Russland war. Sie verkörpern die Schicht gebildeter, von der Aufklärung inspirierter Adliger, die sich am Westen orientierten und Russland am europäischen Wesen genesen lassen wollten. Irina Vladimirovna Ružickaja ist Expertin auf diesem Gebiet: Nachdem sie bereits zwei Monographien zu Baron Modest A. Korf (1996) und der gesetzgeberischen Tätigkeit unter Nikolaj I. (2005) sowie das Tagebuch von Korf (2004) vorgelegt hat, präsentiert sie in dem vorliegenden Band drei herausragende Vertreter der „aufgeklärten Beamten“, nämlich P. D. Kiselev (1788–1872), der maßgeblich die Abschaffung der Leibeigenschaft vorantrieb, sowie D. N. Bludov (1785–1864) und M. A. Korf (1800–1876), die beide eine entscheidende Rolle in der Zweiten Abteilung der Persönlichen Kanzlei Ihrer Kaiserlichen Majestät spielten, die mit der Rechtskodifikation betraut war. Ružickaja verweist auf die Standardwerke von Richard Wortman: *The Development of a Legal Consciousness in Russia* (1976) und William Lincoln: *In the Vanguard of Reform* (1982), aber über deren Erkenntnisse kommt sie mit ihren drei Protagonisten nicht hinaus, die bestätigen, was Lincoln und Wortman bereits beschrieben haben: dass die Ideen der Aufklärung, die Erschütterungen der Französischen Revolution, der schmachvolle Frieden von Tilsit und das heroische Jahr 1812 eine besondere Mischung aus Streben nach Wissen, Patriotismus und Tatendrang schufen und dass diese Beamten ein besonderes „Expertenwissen“ bei ihren Revisionsreisen durch die Provinzen anhäuften, wo sie die Realität des ärmlichen, bäuerlichen Lebens und die schamlose Bereicherung der Beamten schockierte. Die militärische Ausbildung war zu Beginn des 19. Jahrhunderts immer noch vorherrschend (Kiselev), und in den Genuss der Lyzeums-Ausbildung kamen erst die später Geborenen (Korf). Das Lyzeum in Carskoe Selo vermittelte nicht nur systematisches Wissen, sondern auch den spezifischen „Geist“, Hüter der

Rechtsnorm, Schützer des Allgemeinwohls und Gegner des Formalismus und der Korruption zu sein. Die jungen russischen Reformer unterschieden von ihren westlichen Altersgenossen der große Hang zur Literatur und Poesie. Im Archiv des Außenamts schrieben sie Gedichte, übersetzten Werke ins Russische und schwärmten für ein besseres Russland (Bludov). Kiselev diente nach seinen Feldzügen in Frankreich und gegen die Türken von 1829–1834 als Statthalter in den Donaufürstentümern, wo er bereits erste Reformen durchsetzte, bevor ihn der Zar 1835 zu seinem Berater in Sachen Leibeigenschaft machte und ihn 1837 an die Spitze des neu geschaffenen Domänenministeriums stellte. Bludov verkehrte v. a. in literarischen Kreisen und Salons, bevor er 1826 in die Zweite Abteilung der Persönlichen Kanzlei kam, um hier unter Speranskij am „Svod Zakonov“ mitzuarbeiten, bevor er von 1832 bis 1839 Innenminister wurde. Hier arbeitete auch Korf, der seinen Dienst als Schreiber im Justizministerium begonnen hatte und dann bald ins Finanzministerium gewechselt war.

Ružickaja hat sich zum Ziel gesetzt, den Beitrag, den diese Männer zur Modernisierung Russlands leisteten, darzulegen und dabei zu zeigen, welche persönlichen und welche allgemeinen Eigenschaften dieser Beamten(schicht) dafür entscheidend waren. Sie folgt damit einem sehr traditionellen Ansatz und erzählt in drei großen Kapiteln die Lebensgeschichte und Karriere ihrer drei Protagonisten herunter. Dabei ist erstaunlich, dass sie kaum mit Zitaten aus den Tagebüchern und Briefen arbeitet, die sie ja alle gelesen und ausgewertet hat. Sie interessiert sich nicht für Diskurse, und es gelingt ihr auch nur in Ansätzen, das spezifische Milieu oder die spezifische Atmosphäre des frühen 19. Jahrhunderts im Schatten von Napoleon und im Triumph von dessen Besiegung einzufangen. Erstaunlich ist, dass sie auch nicht systematisch nach Netzwerken, Patronagebeziehungen und rivalisierenden Clansystemen fragt, obwohl sie dafür immer wieder Beispiele bringt. Kiselev gehörte dank seiner aristokratischen Herkunft von jungen Jahren an zur Suite des Zaren, der ihn unmittelbar von einem Posten auf den anderen beförderte. Aber Bludov und Korf bedurften einiger Protektion und diverser Förderer, um ihre Karriere zu machen. Der Literat und Schwärmer Bludov brauchte eine angesehene Stellung, um seine große Liebe Fürstin Anna Ščerbatova heiraten zu

können. Also besorgte ihm ein Verwandter einen Posten als Leiter einer diplomatischen Mission, und Bludov ging nach Moldavien, um sich Meriten im Kampf gegen die Türken zu erwerben. Korf wechselte seine Förderer ständig, die sich wie ein Who-is-who der russischen Staatsmänner lesen: Justizminister Lobanov-Rostovskij, Finanzminister Kankrin, der Reformers Speranskij und der Vorsitzende des Staatsrats Kočubej. Doch über die Bedeutung dieser Protektion und ihren systemischen Charakter sagt Ružickaja nichts. Obwohl sie sich auf Max Weber bezieht, interessiert sie sich nur für die Modernisierung und lässt die Debatte, inwieweit wir es im Russland des 19. Jahrhunderts noch mit einer patrimonialen Herrschaft zu tun haben, außer Acht. Wenig verständlich ist, dass sie ihre drei Protagonisten kaum miteinander ins Verhältnis setzt oder vergleicht. Dabei erwähnt sie, dass Bludov und Korf direkte Kontrahenten

bei der Reform des Strafrechts im Jahr 1844 waren. Bei diesen Auseinandersetzungen sei es meist gar nicht um inhaltliche Fragen, sondern um persönliche Beziehungen bzw. Animositäten und Charakterschwächen gegangen (S. 127). Ružickaja geht nicht der Frage nach, was das zu bedeuten hat, dass hier vielleicht nicht nur persönlicher Zwist, sondern auch Rivalitäten zwischen verschiedenen „Clans“ im Spiel waren.

Die Autorin schließt mit der Feststellung, dass die Erforschung der Genese der aufgeklärten Beamten gerade erst am Anfang stehe und noch viele solche biographischen Studien gebraucht würden, um das Bild zu vervollständigen. Dem sei widersprochen: Wir brauchen nicht mehr biographische Daten, sondern mehr Analyse und andere Modelle als die „Modernisierung“, um diese Zeit besser zu verstehen.

Susanne Schattenberg, Bremen

DAVID L. COOPER: *Creating the Nation: Identity and Aesthetics in Early Nineteenth-century Russia and Bohemia*. DeKalb: Northern Illinois University Press, 2010. vii + 347 S.; Hardcover, Illustrationen, Anmerkungen, Literaturverzeichnis, Index, ISBN: 978-0-87580-420-0.

Hat die Forschung in der Entwicklung der Nationalliteraturen zu lange nur einen Spiegel der breiteren Nationsbildungsprozesse gesehen? In seiner vergleichenden Fallstudie zur tschechischen und böhmischen Literaturentwicklung im 19. Jahrhundert plädiert David L. Cooper zunächst einmal dafür, literarische Entwicklung ihrem Selbstverständnis gemäß zu untersuchen.

Ausgangspunkt von Coopers Untersuchungen sind Diskussionen europäischer Intellektueller über die Interpretation des kulturellen Erbes der Antike im 18. Jahrhundert. Vor dem Hintergrund der sich beschleunigenden Modernisierung wurden die universellen und überzeitlichen Vorbilder immer häufiger als Begrenzung schöpferischer Freiheit gesehen. Zunehmende Differenzierung habe auch der Wunsch nach einer kulturellen Erneuerung erfordert, die zugleich stabile Identitätsmuster zu schaffen in der Lage sein musste. Wie Cooper in den vier Kapiteln des ersten Teilabschnittes seiner Studie nachvollziehbar schildert, wurden in ganz Europa intensive Debatten über die Erneuerung der Literatur geführt, die letztlich zu einer Durchsetzung der Nation als neuer ästhe-

tischer Grundlage geführt hätten. Cooper legt überzeugend dar, dass dies auch mit gewisser zeitlicher Verschiebung in Russland und in den böhmischen Ländern geschah, und zwar in den ersten drei Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts. Die Nation habe sich sowohl in der Literatur als auch darüber hinaus als modernisierungsfähig und identitätsstiftend bewährt.

Die drei Kapitel des zweiten Teils illustrieren diesen Prozess am Beispiel der Diskussion von literarischen Übersetzungsproblemen. Für den literaturwissenschaftlichen Laien ist dies der interessanteste und aufschlussreichste Teil der Studie. Am Beispiel von Volksliedern und Balladen und der darauf aufbauenden Debatte über „nationales“ Versmaß demonstriert Cooper die Geburt nationaler Literaturen aus autochthoner Tradition und kulturellem Transfer. Gleichsam als Nebeneffekt demonstriert Cooper, dass Übersetzungsphänomene als Teil des Kulturtransfers nicht notwendigerweise ein Nachweis kultureller Rückständigkeit sein mussten, da sowohl die russische wie auch die tschechische Literatur sich im europäischen Kontext sehr schnell Anerkennung um ihrer Eigenständigkeit willen erwerben.

Der dritte Teil vertieft zunächst die Analyse der im ersten Teil umrissenen Debatten durch eine begriffsgeschichtliche Untersuchung. Cooper verfolgt die Diskussion von zentralen Begriffen der Klassik und Romantik, wie *libozvučnost'* oder *klassičnost'* einerseits, und *narodnost'* anderer-

seits. Hier geht es ihm offensichtlich nicht nur um den Nachweis der literarischen Umsetzung, die zu beurteilen ich mich außerstande sehe, sondern auch der gesellschaftlichen Relevanz. Im russischen Falle rekonstruiert er in für meine Begriffe überzeugender Weise, wie von Anfang an sowohl staatskritische als auch staatsbewahrende Kräfte an ein und demselben Diskurs teilhatten. Cooper verweist im abschließenden Kapitel des Abschnittes auch auf den engen Zusammenhang mit der zaristischen Bildungspolitik und deren Rolle in der Schaffung einer nationalen (imperialen) Intelligenz, verkörpert etwa durch Uvarov.

So ist Cooper mit seinem Buch ein sehr materialreicher und originell argumentierender literaturwissenschaftlicher Beitrag zur Nationalismusforschung gelungen, der bekannte Einsichten und neue Funde unter einem neuen Blickwinkel untersucht. Auch die ausführlichen Anmerkungen, das Literaturverzeichnis und der detaillierte Index verdienen Anerkennung. Aufgrund des thematischen und nicht unbedingt chronologischen Ansatzes er-

leichtert es vor allem der Index, Querverbindung nachzuvollziehen. Leider kann dem Verlag dieselbe Sorgfalt nicht attestiert werden; im Buch finden sich häufig Satzfehler.

So sehr der Rezensent als Historiker nach der Lektüre bereit ist zu konzedieren, dass die Nationalismusforschung bisher die Eigenlogik der Literaturentwicklung nicht adäquat berücksichtigt haben mag, so wenig scheint Coopers weitergehende Schlussfolgerung nachvollziehbar. Er scheint zu suggerieren, dass literarische Debatten nicht nur Nationalliteraturen, sondern letztlich auch den Nationalismus selbst hervorgebracht hätten (S. 29, 254–255). Da Cooper sozialhistorische Hintergründe weitgehend außer Acht lässt, kann das Buch eine so weitgehende These kaum stützen. Die materialreiche und gut geschriebene Studie stellt interessante Fragen, die Notwendigkeit eines Ikonoklasmas in der Nationalismusforschung belegt sie meines Erachtens nicht.

Christian Noack, Amsterdam

Intelligencija v mnogonacional'noj imperii: russkie, lityši, nemcy. XIX – načalo XX v. [Die Intelligenzia im Vielvölkerimperium: Russen, Letten, Deutsche im 19. und frühen 20. Jh..] Pod red. Aleksandra Valentinoviča Gavrulina, A. A. Komarov i E. L. Nazarova. Moskva: IVI RAN, 2009, 264 S. ISBN: 978-5-94067-271-5.

Was war die *intelligencija*, wer gehörte ihr an? Diese Fragen haben nicht nur die Zeitgenossen beschäftigt, ganze Historikergenerationen haben mit mehr oder minder großem Erfolg versucht, sie zu beantworten. Ihre Essays füllen in den Bibliotheken viele Regalmeter, die nun durch diesen vorliegenden Sammelband erweitert werden. Die Herausgeber der Anthologie greifen in ihrer Einleitung holzschnittartig auf zwei unterschiedliche Definitionen der *intelligencija* zurück, eine russländische bzw. sowjetische und eine westliche. Jene fasst unter *intelligencija* „Leute, die professionell/berufsmäßig geistig arbeiten“, diese verwendet *intelligenty* und Intellektuelle synonym und fasst sie als „Träger und Bewahrer geistiger Werte“. Bemerkenswert ist, dass die Herausgeber Definitionen aus der ersten Hälfte der 1990er Jahre verwenden, sich letztlich der russländischen Sicht verschreiben und die neueren Diskussionen und Ausführungen nicht einmal in den Anmerkungen

zur Kenntnis nehmen. Neuere Ansätze von Dietrich Beyrau über Boris Kolonickij und Elise K. Wirschafter bis Timo Vihavainen finden keine Erwähnung. Somit bleibt auch die Erkenntnis, dass es sich bei der *intelligencija* um Sinnproduzenten und sozial privilegierte Teilnehmer einer Diskursgemeinschaft gehandelt habe, unbeachtet.

Dem beschränkten *intelligencija*-Verständnis entsprechend lesen sich die fünf Beiträge des Sammelbandes. Wer Neues erwartet hat, wird hier nichts finden. Konzeptionell altbacken werden entlang ethnisch-nationaler Grenzen quantitativ unterschiedlich große Akteursgruppen mal der lettischen, mal der russischen, mal der deutsch(baltischen)en *intelligencija* untersucht. Eine ethnisch-nationale Grenzen überschreitende Themenstellung bzw. eine Vernetzung unterschiedlicher Akteursgruppen der *intelligencija* verfolgt kein einziger Beitrag. „Grenzen der Gemeinsamkeit“ (U. v. Hirschhausen) finden wenig Beachtung.

Die Moskauer Historikerin Julija L. Michajlova behandelt die lettische *intelligencija* und ihr Verhältnis zur russischen Presse von den 1860er bis zu den 1880er Jahren unter besonderer Berücksichtigung der „B(i)ezbardis-Affäre“. Kaspars Biezbardis, Absolvent der Universität Dorpat, war ein Lehrer und Schulinspektor, der im Sommer 1863 eine von gut 30 Bauern unterzeichnete Peti-

tion an den Innenminister Valuev sandte. Die Unterzeichner baten, auf freie Ländereien übersiedeln zu dürfen, um so der Knechtung seitens der Gutsherren entgehen zu können. Obgleich Biezbardis in der russischen Verwaltung Fürsprecher fand, die die Petition als patriotische Manifestation deuteten, wurde er wegen Aufwiegelung gegen die bestehende Ordnung in das Gouvernement Kaluga verbannt. Ihm wurde ein grundsätzlicher Angriff auf die herrschenden Verhältnisse, insbesondere die ökonomische Dominanz des deutschbaltischen Adels vorgeworfen. Nach zweijähriger Strafe durfte er zurückkehren. Die Affäre war damit jedoch keineswegs beendet, sondern fand eine Fortsetzung in heftigen Pressepolemiken deutsch- und russischsprachiger Periodika. Dabei engagierten sich einflussreiche russische Presseorgane für Biezbardis und ergriffen Partei für die lettische Seite. Insbesondere die „Moskovskija Vedomosti“ frönten unter ihrem germanophoben Chefredakteur Michail Katkov ihren ausgeprägten antideutschen Ressentiments, attackierten die „Rigaische Zeitung“ sowie die „Sankt-Petersburger Zeitung“ und damit die deutschbaltischen Eliten (S. 26).

Auf der Grundlage von Archivalien des Moskauer Lehrbezirks untersucht Michajlovas Moskauer Kollegin Evgenija L. Nazarova die Tätigkeit von insgesamt etwas mehr als der Hälfte der insgesamt gut 200 an russischen, oft weiterführenden Schulen arbeitenden lettischen Pädagogen (S. 128, 256). Sie waren auf diese Arbeitsmigration angewiesen. In ihrer baltischen Heimat standen ihnen nicht genügend freie Stellen offen. Die Letten sahen sich der Konkurrenz deutscher und russischer Lehrer, die sich der Sympathien der Schulverwaltung gewiss sein konnten, gegenüber. Wenngleich die lettischen Pädagogen das gesamte Fächerspektrum abdeckten, lehrte die überwiegende Zahl die deutsche Sprache, die sie von Kindesbeinen an gehört und vermittelt bekommen hatten.

Drei Beiträge stammen von Rigaer Historikern: Aleksandr V. Gavrilin behandelt die beiden russisch-orthodoxen Bischöfe Filaret der Rigaer Diözese, die ihr Amt in den Jahren 1842 bis 1848 und 1877 bis 1882 versahen. Dem Rigaer Bistum kam besondere Bedeutung zu, weil es sich um einen Vorposten der Orthodoxie in einem vom konfessionellen Kontrahenten geprägten Gebiet handelte. Der Heilige Synod war sich der besonderen Bedeutung der Eparchie bewusst und er-

wartete von den dortigen Amtsträgern ein hohes Bildungsniveau, Fremdsprachenkenntnis, diplomatisches Fingerspitzengefühl und sowohl herausragende seelsorgerische als auch administrative Fähigkeiten. Einige russisch-orthodoxe Bischöfe Rigas und Mitaus wie Filaret, Platon, Arsenij oder Agafangel bezogen gerade in wirtschaftlichen Fragen klar Stellung gegen die dominante Stellung der deutschbaltischen Gutsbesitzer und gerieten damit durchaus in Gegensatz zur zarischen Regierung (S. 17).

Ēriks Jēkabsons untersucht die lettischen Offiziere in der zarischen Armee. Erst im Zuge der von Kriegsminister Dmitrij Miljutin seit 1861 initiierten Militärreformen, vor allem der seit 1864 erfolgten Einführung der Junkerschulen konnten sich Angehörige niederer Stände nicht nur die notwendige Bildung aneignen, sondern überhaupt auch ein Offizierspatent erwerben. Damit stand auch den Letten eine weitere Option gesellschaftlichen und auch militärischen Avancements offen, die sie seit den 1870er Jahren vermehrt nutzten. Der Autor beziffert diesen Personenkreis auf wenigstens 284 Offiziere (S. 68). Am Ende der ersten russischen Revolution hatten sich bereits mehrere Dutzend Letten den Rang eines Stabsoffiziers verdient, einer war zum General befördert worden. Da im Militär Russisch gesprochen wurde, war diese Institution eine wichtige Schule der russischen Nation. Unterstützt durch die Heiratskreise – lettische Offiziere ehelichten mehrheitlich russische Frauen – büßten sie, wie Jēkabsons feststellt, zunehmend die Beherrschung ihrer Muttersprache ein (S. 124 f).

Martiņš Mintaus Artikel beschäftigt sich mit den Leistungen fünf deutschstämmiger Architekten der Kaiserlichen Akademie der Künste in St. Petersburg und ihren Bauwerken aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auf dem Gebiet des heutigen Lettland. Die nach ihren Entwürfen errichteten Gebäude, wie beispielsweise die Börse, das Stadttheater, der Bahnhof, aber auch Kirchen und Fabrikgebäude, prägen bis auf den heutigen Tag die städtische Silhouette Rigas.

Die von den Herausgebern einleitend geäußerte Position, die von der zarischen Regierung praktizierte Russifizierung des Baltikums habe nicht nur die indigene Bevölkerung verärgert, sondern auch das Zusammenleben von Letten und Russen vor Ort erheblich belastet (S. 20), spiegelt sich in den Beiträgen nicht wider. Der Einleitung gelingt

es nicht, fünf sehr unterschiedliche Beiträge zu einer Einheit zusammenzuführen. Insofern stehen letztlich sechs Teile unvermittelt nebeneinander und ergeben nicht mehr als die bekannte „Buchbindersynthese“. Dies gilt insbesondere für den Beitrag zur Rigaer Architektur. Hier stehen die schöpferischen Leistungen von deutschen Angehörigen einer freien Profession im Zentrum der Untersuchung, mehr aber auch nicht. Im Wesentlichen handelt es sich um eine Aufzählung, wer was

wann entworfen hat, und z. T. wie es umgesetzt worden ist. Diesem Beitrag fehlen eine Fragestellung, von analytischem Tiefgang ganz zu schweigen.

Mit Rekurs auf Goethe lässt sich folgendes Fazit ziehen: Wenn alles, was entsteht, wert ist, dass es zu Grunde geht, dann wäre es besser, nicht alles zu publizieren.

Lutz Häfner, Göttingen

Eva Maeder / Peter Niederhäuser (Hg.): Von Zürich nach Kamtschatka. Schweizer im Russischen Reich. Zürich: Chronos, 2008. 231 S., Abb. = Mitteilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich, 75. ISBN: 978-3-0340-0891-4.

Der vierzehn Beiträge umfassende Sammelband knüpft an umfangreiche Vorarbeiten aus der Reihe „Beiträge zur Geschichte der Russlandschweizer“ an, wobei die Herausgeber erklären, sich „als Ergänzung zu den mehr strukturell orientierten Dissertationen“, die bisher unter Betreuung von C. Goehrke entstanden sind (S. 8), auf Einzelschicksale von Zürcher Industriellen, Händlern, Künstlern, Pastoren usw. in Russland konzentrieren zu wollen.

Im einleitenden Überblick von R. Mumenthaler werden sowohl der Anteil von Zürchern unter den Russlandschweizern als auch die soziale und berufliche Zusammensetzung dieser Gruppe sowie die Gründe für die Aus- bzw. Rückwanderung analysiert. Während sich die Auswanderung aus der Schweiz nach Russland meistens als Einzel- bzw. Elitenwanderung beschreiben lässt, war die Aussiedlung von Bauern infolge einer Hungersnot Anfang des 19. Jahrhunderts eine typische Gruppenwanderung. N. Rüttsche gibt einen kurzen Abriss der Entwicklung der infolge dieser Wanderung entstandenen Kolonie Zürchtal (Krim) von ihrer Gründung bis zur Deportation 1941. Die Geschichte der Kolonie wird isoliert von der Außenwelt als eine geradlinige Erfolgsgeschichte gezeigt; so bedarf Rüttsches Behauptung, Zürchtal sei schnell zur wohlhabendsten und vornehmsten Kolonie auf der ganzen Halbinsel geworden (S. 27), ausführlicherer Begründung. Ganz zu Recht sind auch die Beiträge über Johannes von Muralt (E. Maeder) und Florian Gille (G. Pavlova) in den ersten Teil des Sammelbandes eingegangen, denkt man an die Schlüsselrolle des Pfar-

ers von Muralt in der schweizerischen Gemeinde Russlands in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts und an die Spuren, die der Letztere durch seine Arbeit in der Eremitage hinterlassen hat.

Der Zürcher Mathematiker und Naturwissenschaftler J. K. Horner ist die zentrale Figur des nächsten Abschnitts mit drei Beiträgen. Während S. Brändli einen allgemeinen Überblick zum seinen Lebenswerk liefert, befasst sich R. Mumenthaler mit der Teilnahme Horners an der Weltumsegelung Krusensterns (1803–1806). Trotz vieler attraktiver Angebote wollte Horner nicht in Russland weiterarbeiten und verließ das Land sofort, nachdem der Reisebericht fertig war. Sein wissenschaftlicher Beitrag zum Erfolg der Expedition bleibt unumstritten, was auch die Untersuchung von G. Bucher zu ethnographischen Sammlungen aus Sibirien und dem Fernen Osten in europäischen Museen u. a. nochmals deutlich macht.

Wie Horner konnten auch schweizerische Künstler, die in der Hoffnung, sich dort entfalten zu können, nach Russland auswanderten, nur in beschränktem Maße Kontakte aufbauen. Wie am Beispiel von H. J. Oeri (Beitrag von V. von Feltenberg) und J. Chr. Miville (Beitrag von H. Chr. Ackermann und K. Herlach) gezeigt wird, suchten viele von ihnen mit mehr oder weniger Erfolg Anstellung beim russischen Adel; sie hatten einen engen Bekanntenkreis, und so bleibt in ihren spärlich überlieferten Selbstzeugnissen die russische Wirklichkeit weitgehend ausgeklammert.

Vier Familiengeschichten, die den letzten Teil des Bandes ausmachen, scheinen für das Anliegen der Herausgeber, das Leben zwischen der Schweiz und Russland in „europäischer Dimension“ (S. 166) zu zeigen, am besten geeignet zu sein. In der zweiten Hälfte des 19. und am Anfang des 20. Jahrhunderts veränderte sich die berufliche Zusammensetzung der Schweizer in Russ-

land; nun dominierten Ingenieure und Kaufleute. Zudem lebten viele Schweizerfamilien jetzt schon seit mehreren Generationen in Russland; ihre Beziehungen zur Umwelt waren mit der Zeit viel enger geworden. Manche suchten ihr Glück weit draußen in der Provinz, und das nicht nur in Städten (wie J. A. Lambert im Beitrag von A. Lambert), sondern auch auf dem Land (A. von Schulthess Rechberg im Beitrag von K. Huser). Auch Kontakte über die Grenzen hinweg wurden immer intensiver und erreichten am Vorabend des Ersten Weltkrieges ein bisher ungekanntes Ausmaß: man besuchte sich gegenseitig im Urlaub, schickte Kinder zum Hochschulstudium in die Schweiz (und nach Deutschland), reiste geschäftlich in beide Richtungen. Unter Menschen, die aus beruflichen oder persönlichen Gründen Russland verlassen mussten, wurden Kontakte, Erinnerungen und

SVETLANA BOGOJAVLENSKA: Die jüdische Gesellschaft in Kurland und Riga 1795–1915. Paderborn [usw.]: Schöningh, 2012. 243 S. Abb. = Sammlung Schöningh zur Geschichte und Gegenwart. ISBN: 978-3-506-77128-5.

Mit ihrer 2008 an der Universität Mainz eingereichten Doktorarbeit geht die Verfasserin auf eine aktuelle Forschungsdiskussion ein: die seit einigen Jahren im Kontext der Antisemitismusdebatte anschwellende Kontroverse über das Verhältnis von Letten und Juden, in deren Mittelpunkt die lettische Beteiligung am Judenmord in Lettland steht, – eine Debatte, zu der sich Bogojavlenska mit berechtigten Vorbehalten äußert, „da es so gut wie keine Forschungen zur Geschichte der Juden und zum lettisch-jüdischen Verhältnis auf dem Territorium des späteren lettischen Staates [...] gibt“ (S. 14). Diese Lücke für die „russische Zeit“ zu füllen, stellt daher ein erklärtes Ziel in der vorliegenden Forschungsarbeit dar.

Räumlich werden mit der Arbeit das Gouvernement Kurland und die Stadt Riga, zeitlich die Periode der Zugehörigkeit Kurlands zum Russischen Reich 1795 bis 1915 erfasst. Damit ist ein sinnvoller Untersuchungsrahmen gewählt, der mit der Aussiedlung der jüdischen Bevölkerung aus Kurland infolge des Kriegsausbruchs abschließt.

Die Verfasserin gliedert ihre Arbeit in drei große Teile, wobei Teil I Fragen zur rechtlichen Stellung der Juden im untersuchten Gebiet insge-

russische Sprache gepflegt – so wie in der Familie einer der Töchter des Sareptaer Unternehmers Glitsch, die nach Winterthur heiratete und ihre Beziehungen zur Heimat danach lebenslang pflegte (Beitrag von L. H. Achtnich-Glitsch). Für viele aus der Gemeinde der Russlandschweizer wurde Russland zur zweiten Heimat; umso schmerzhafter sollte für sie die erzwungene Rückwanderung sein, die noch vor dem Ende des Ersten Weltkrieges zur fast vollständigen Auflösung der Schweizerkolonie in Russland führte.

Trotz seines regionalen Bezugs ist der Sammelband auch einem breiteren Publikum zu empfehlen, vor allem denen, die sich für das Thema Ausländer in Russland im „langen“ 19. Jahrhundert interessieren.

Dmytro Myeshkov, Freiburg i.Br./Düsseldorf

samt gewidmet ist, während in Teil II (für Kurland) und Teil III (für die Stadt Riga) Fragen zu Organisation und Bevölkerungsentwicklung sowie die Bereiche Wirtschaft, Kultur, Religion und gesellschaftliche Strukturen abgehandelt werden. Darunter fallen auch Aspekte der Fremdwahrnehmung, die Sicht von außen auf die jüdischen Bevölkerungsgruppen sowie die politische Partizipation der Juden.

In Teil I folgt die Verfasserin dem chronologischen Prinzip, wobei die Regierungszeiten der Zaren die Darstellung strukturieren. In diesem Teil wird die Interdependenz zwischen den wirtschaftlichen Erfolgen jüdischer von Teilen der jüdischen Bevölkerung und der (rechtlichen) Toleranz der Regierenden und der staatlichen Administration an diversen Beispielen herausgearbeitet. Deutlich wird in diesem Kontext auch, dass seitens der staatlichen Politik in Abhängigkeit von wirtschaftlichen Faktoren zwischen einzelnen jüdischen Bevölkerungsteilen differenziert wurde. Wie grundsätzlich schwierig und komplex die Umsetzung rechtlicher, zentralstaatlicher Verordnungen im Einzelnen innerhalb des Russischen Reiches war, kann Bogojavlenska überzeugend anhand ihres Untersuchungsraumes nachweisen, denn mit Riga und Kurland liegen zwei Regionen vor, die just außerhalb des Ansiedlungsrayons und damit außerhalb von gesetzlichen Regelungen lagen.

Die Kapitel „Organisation und Bevölkerungsentwicklung“, welche die Teile II und III jeweils

eröffnen, zeichnen sich insbesondere durch die zahlreichen grafischen Darstellungen aus, anhand derer soziologische Beziehungspunkte, prozentuale Aufschlüsselungen anschaulich gemacht werden, bevor konkrete Fragen zum Beziehungsgeflecht der Bevölkerungsgruppen erörtert werden.

In Teil III der Abhandlung („Die Juden in Riga“) folgt die Verfasserin dem Untersuchungs- und Gliederungsschema von Teil II („Die Juden in Kurland“) und macht dem Lesenden auf diese Weise den Vergleich der beiden Regionen möglich. Die Gegensätze werden relativ schnell sichtbar: eine von sozialer Disparität geprägte jüdische Stadtbevölkerung auf der einen und eine weitgehend homogene jüdische Landbevölkerung auf der anderen Seite.

Auf der politischen Ebene gelingt es Bogojavlenska, die für Riga stärker noch als für Kurland schwankende Politik gegenüber den Juden zwischen den jeweiligen, oftmals konkurrierenden Autoritäten, insbesondere zwischen Stadtrat, Gouvernement und Zentralregierung, herauszuarbeiten.

Hervorzuheben ist der Abschnitt über die Organisationsstrukturen und die sprachliche und kulturelle Heterogenität der jüdischen Bevölkerung Rigas, welche die Verfasserin am Beispiel des Bildungsverhaltens, der Schulwahl, auf der Basis von gemeindeinternen Auseinandersetzungen um Ämterbesetzungen u.Ä. illustriert. Ein überaus interessantes Licht wirft die Verfasserin in diesem Kontext auf die Initiativen jüdischer „Kulturvereine“, u.a. des Bildungsvereins und des Herrenklubs, in denen mit Beginn der achtziger Jahre des 19. Jahrhunderts „Frage[n] nach der jüdischen nationalen Identität“ nachgegangen wurde. (S. 182) Anders als in St. Petersburg hatte sich nämlich der Rigaer Bildungsverein auf die Fahnen geschrieben, „das Selbstbewusstsein“ unter

den Rigaer Juden zu stärken. Eine bloß integrative Zielsetzung existierte hier nicht. (S. 184)

Dem Blick auf die Mikroebene folgt in jedem Kapitel eine Erweiterung auf die Makroebene. Mit diesem Vorgehen kann Bogojavlenska beispielsweise die Unterschiede der jüdischen Gesellschaften in Kurland und Riga im Gegensatz zu anderen jüdischen Gesellschaften im Russischen Reich anhand ihrer regionalen Spezifik als im „Spannungsfeld zwischen drei Kulturen“ stehend belegen (S. 185) – einem Spannungsfeld, das – wie hinlänglich bekannt – 1905 eine politische Radikalisierung erfuhr.

Eine der Stärken des Buches ist es, dass die Verfasserin gerade an den Punkten, an denen verschiedene politische Richtungen sichtbar werden, diese Kontroversen mithilfe der Diskursanalyse anschaulich und detailliert darstellt. Dabei bleibt ihr Blick nicht den Diskursen innerhalb der Region verhaftet, sondern bezieht die Rezeption außerhalb Kurlands mit ein.

Der Lesegenuss des Buches wird nicht allein durch die kompakte und überaus informative Darstellung der bislang unzureichend erforschten jüdischen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Rigas und Kurlands begründet. Die Untersuchung zeigt viele neue Aspekte einer regionalen Geschichtsschreibung auf; auf komparatistischer Ebene werden Bevölkerungsorganisationen und -strukturen, das Leben mit- und gegen- und nebeneinander in sich jeweils verändernden politischen Bezugsgrößen dargestellt. „Die jüdische Gesellschaft in Riga und Kurland“ zu untersuchen – dies veranschaulicht uns die Verfasserin – bedeutet weit mehr als die Fokussierung auf einen Bevölkerungsteil, Ergebnisse werden erst im Kontext einer weiträumigen Perspektive nachvollziehbar, in der Handlungsweisen und -optionen aller Bevölkerungsteile nachgezeichnet sind.

Anja Wilhelmi, Lüneburg

Das „Großdeutsche Reich“ und die Juden. Nationalsozialistische Verfolgung in den „angegliederten“ Gebieten. Hrg. von Wolf Gruner / Jörg Osterloh. Frankfurt/M. [etc.]: Campus, 2010. 440 S., Ktn., Abb. = Wissenschaftliche Reihe des Fritz Bauer Instituts, 17. ISBN: 978-3-593-39168-7.

Mit dem Sammelband ist eine Gesamtschau der antijüdischen Politik in den Gebieten beabsichtigt, die zwischen 1935 und 1940 an das Deutsche

Reich angeschlossen wurden. Die Zusammenstellung ist dementsprechend sehr uneinheitlich, sie reicht von ausgedehnten Territorien mit mehreren Millionen Einwohnern im Osten und Südosten des Reichs bis hin zu vergleichsweise kleinräumigen Verwaltungseinheiten, vor allem im Westen (Saargebiet, Eupen-Malmedy, Luxemburg). Ihre nach Ausdehnung, Bevölkerungszahl und Wirtschaftskraft sehr unterschiedliche Bedeutung spiegelt sich im Umfang der einzelnen, einheitlich

meist etwa 30 Seiten langen Beiträge nicht wider. Zudem bleiben eine Reihe von Verwaltungseinheiten im Osten (Suwałki/Sudauen, Bezirk Białystok) und Südosten (Untersteiermark, Oberkrain) leider unberücksichtigt. Die historische Literatur in den Landessprachen der betroffenen Territorien wird nicht immer mit einbezogen.

Die Herausgeber bemühen sich in ihrer Einleitung, trotz des disparaten Bilds übergreifende Entwicklungslinien und gemeinsame Merkmale aufzuzeigen, fassen Forschungsergebnisse zusammen und benennen „offene Forschungsfelder“ (S. 43). Die einzelnen Beiträge sind standardisiert, blicken zunächst auf die Jahre vor der Annexion, dann auf die ersten Wochen der NS-Herrschaft sowie auf die weitere Entwicklung bis hin zur Auslöschung jüdischen Lebens.

Auf der Grundlage seiner Dissertation „Nationalsozialistische Judenverfolgung im Reichsgau Sudetenland 1938–1945“, München 2006, befasst sich Jörg Osterloh mit der Lage der Juden im Sudetenland. Er betont, dass sich die Zwangsmaßnahmen gegen Juden „nicht von der Judenpolitik im ‚Altreich‘ [unterschieden]“. Wolf Gruner schildert den Verlauf im sog. Protektorat Böhmen und Mähren, wo Hitler der willfährigen Prager Führung die Ausgestaltung der antijüdischen Politik zunächst überließ (S. 151). Der Flucht der Juden ins rettende Ausland legten die nazideutschen Behörden hier Hindernisse in den Weg. Im Memelgebiet (bearbeitet von Ruth Leiserowitz) hingegen floh die jüdische Bevölkerung ganz überwiegend nach Litauen und nach Übersee, ehe Stadt und Umland im März 1939 an das Reich angeschlossen wurden; jüdische Bürger der Freien Stadt Danzig konnten gar noch kurz vor Kriegsbeginn nach Palästina ausreisen, die Verbliebenen deportierten deutsche Polizeiformationen 1939 – wie Wolfgang Gippert im Beitrag über den Regierungsbezirk Danzig-Westpreußen ausführt – zusammen mit zahlreichen Polen nach der Eroberung in das Generalgouvernement (S. 222 f), wo sie das Schicksal der dortigen Bevölkerung teilten. Die Entwicklung im Reichsgau Wartheland zeichnet Ingo Loose nach. Der Judenmord ging hier auf persönliche Bemühungen des Reichsstatthalters und Gauleiters Arthur Greiser zurück, mit

STEFAN LEHR: Ein fast vergessener ‚Osteinsatz‘. Deutsche Archivare im Generalgouvernement und im Reichskommissariat Ukraine. Düsseldorf:

dessen maßgeblicher Unterstützung das erste Vernichtungslager in Kulmhof/Chełmno errichtet wurde. Den sog. Regierungsbezirk Zichenau betrachtet Andreas Schulz, wobei die Täter weitgehend anonym bleiben; die weiterhin wichtigste Forschungsarbeit stammt von Michał Grynbeg (Żydzi w rejencji ciechanowskiej 1939–1942. Warszawa 1984), der sich vor allem auf Zeugnisaussagen der Verfolgten stützte, da nur wenige Dokumente überliefert sind. Die dürftige Quellenlage und der unbefriedigende Stand der Forschung spiegeln sich in dem stellenweise unverständlichen Beitrag von Andreas Schulz wider. Sybille Steinbacher schildert schließlich die Judenverfolgung in Ostoberschlesien unter der NS-Herrschaft. Die jüdische Bevölkerung wurde hier im großen Stil zur Zwangsarbeit für die deutsche Rüstungswirtschaft herangezogen, die letzten Gettos vergleichsweise spät, nach dem Aufstand im Warschauer Ghetto, aufgelöst und die Insassen zur Vernichtung nach Auschwitz verschleppt.

Instruktiv ist noch der von den Herausgebern verfasste, zusammenfassende „Forschungsüberblick zu den einzelnen Gebieten“, wengleich sich mit Bezug auf den Anmerkungsapparat der Einzelbeiträge zahlreiche Redundanzen ergeben. Fragen werfen einige der Fotos auf, deren Untertitel sich manchmal allzu wenig auf das konkret dargestellte Geschehen beziehen (S. 228, 282). So heißt es auf S. 260: „Zusammentreibung der Juden aus dem Ghetto Zichenau, 1941/42“; dabei ist die Aufnahme vor dem Schloss der Herzöge von Masowien in Ciechanów genau zu lokalisieren, und die eher leichte Kleidung lässt darauf schließen, dass die Aufnahme in der warmen Jahreszeit entstand.

Insgesamt ist die Aufsatzsammlung ein willkommenes Hilfsmittel für die vergleichende Betrachtung der NS-Judenpolitik in den Annexionsgebieten. Doch bleibt zu hoffen, dass sie als Ausgangspunkt für eine vertiefende Erforschung genutzt wird und dann auch die in dem Sammelband nicht berücksichtigten Gebiete zum Objekt gezielter Forschungsanstrengungen werden. Personen- und Ortsregister ermöglichen eine schnelle Orientierung über den Inhalt.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

Droste, 2007. XII, 412 S. Abb., Tab. = Schriften des Bundesarchivs, 68. 978-3-7700-1624-2.

Auf welchem sachlichen oder territorialen Gebiet man sich auch mit dem deutschen Nationalsozialismus beschäftigt, nahezu überall stößt man auf die Einstellung, dass insgesamt diese Zeit natürlich schrecklich gewesen sei, aber auf dem eigenen Gebiet, sei es in der eigenen Zunft oder der eigenen Heimatgegend, sei es ‚nicht so schlimm‘ gewesen. Was auf anderen Feldern längst erschlossen ist und mit nicht durchweg neuen, aber erstmals im Kontext beschriebenen Erkenntnissen auch für die Diplomatie des Reiches und der Bundesrepublik klar geworden ist, hat mit der Düsseldorfer Dissertation Stefan Lehrs, die auf einem beeindruckenden Fundament von Archivstudien gründet, auch die Archivare erreicht.

Während der großangelegte Kunstraub Rosenbergs und Görings breit diskutiert wird, sieht es mit den Archiven etwas anders aus. Von Ausnahmen abgesehen, handelt es sich bei den dort bewahrten Beständen um amtlichen und privaten Schriftverkehr, der in erster Linie (zum Leidwesen der Historiker) staatlichem Handeln zur Verfügung stehen soll und nach eigenen Fach-Kriterien geordnet wird. Zugleich sind Archive aber auch Gedächtnisinstitutionen und seit dem Siegeszug der Nationalstaaten eben auch Agenturen des nationalen Gedächtnisses. Und damit wird daraus ein Politikum: So wie die UdSSR den größten Teil ihrer Archivalien gesperrt hielt, um die Vergangenheitsinterpretation zu monopolisieren, so hatten auch die in den „Osteinsatz“ entsandten deutschen Archivare keine apolitische Kulturpflege im Sinn, sondern sie waren Helfer einer durch die Aneignung und Gestaltung des schriftlichen Gedächtnisses erfolgenden Umwertung der historischen ‚Fakten‘ der ihrer Tätigkeit unterworfenen osteuropäischen Gebiete.

Da deutsche Begehrlichkeit in Richtung Osteuropa nicht erst mit dem Nationalsozialismus begann, ist eine der wichtigen Leistungen von Lehrs Dissertation, dass sie mit dem Ersten Weltkrieg beginnt, als eine deutsche Annexion des Baltikums und bestenfalls der Erhalt eines von den Mittelmächten abhängigen Polen zu den Kriegszielen gehörte. Die von den Deutschen eingerichtete Archivverwaltung im besetzten Warschau unter der Leitung des Posener und Danziger Archivars Adolf Warschauer bereitete unter wechselnder pragmatischer Berufung auf das Provenienz- und Territorialprinzip die Überstellung auf Preußen bezogener Akten nach Deutschland vor (dar-

unter auch der Akten der preußischen Herrschaft im späteren Herzogtum Warschau) und bot dafür den polnischen Archiven geringe Bestände aus Posen zum Tausch an. Wegen des Kriegsendes kam dieser Tausch nicht zustande. Warschauers Ordnungstätigkeit kommt in Lehrs Buch (etwas zu) gut weg, er zeigt aber auch auf, wie die politische Nationalgeschichtsschreibung die örtliche Lagerung von Archivalien zu bestimmen begann.

Dass die Archivare, wo sie im Zuge der deutschen Expansion die Möglichkeit erhielten, ausländische Kollegen zu entlassen, dies auch taten (Latzke), und sonst fast alles, was positiv erschien, der deutschen Ostdoktrin gemäß zum Deutschtum rechneten (Randt, Weise), verwundert nicht wirklich. Albert Brackmann hat als Generaldirektor der preußischen Staatsarchive bereits seit 1929 diese Tendenz gefördert. Die Nationalsozialisten konnten auf die Archivare setzen, deren Aufgaben mit den „Ariernachweisen“ wuchsen, was zu neuen Stellen und Karrierechancen führte. Lehr stellt fest, dass sie sich in Deutschland in die deutsch-polnischen Streitigkeiten einklinkten, während in Polen dies die Aufgabe der Historiker blieb und in der Ukraine eine (auch verfolgungsbedingte) Fluktuation herrschte, die eine engere Fachbezogenheit ausschloss.

Während im Ersten Weltkrieg lange geplant und dann wenig getan wurde, begann man bereits im September 1939, als deutsch konnotierte Archivalien aus polnischen Beständen für Preußen und Sachsen zu „sichern“. Lehr verfolgt nun die Tätigkeit von 13 Archivaren, die zwischen 1939 und 1945 im besetzten Polen und in der Ukraine tätig waren. Ob als Fortsetzung der 1918 unterbrochenen Tätigkeit oder als neuer Versuch mit anderen, weil außer archivbezogenen auch politischen Regeln – die polnischen und später auch ukrainischen Archive (zum Baltikum sagt die Arbeit leider nichts) wurden unter deutsche Leitung gestellt und die bisherigen Archivare zu Hilfskräften für die Erfassung und Selektion der immensen Zahl von Archivalien degradiert. Dass deren aus der Notwendigkeit, sich ihres Fachwissens bedienen zu müssen, allgemein pflegliche Behandlung dann als „kollegiale Zusammenarbeit“ ausgegeben wurde, zählt zu den makabren Euphemismen der deutschen Besetzungszeit. Ernst Zipfel, der Direktor des Reichsarchivs, stellte sich über die polnischen Archivare in Warschau, von denen 50 % als „Nichtarier“ entlassen wurden. Auch da-

nach stritt man sich, ob man die übrigen entlassen oder weiter für sich arbeiten lassen sollte. In der Ukraine wirkte mit Georg Winter ein Archivar, der NS-Texte verfasste und bald auch mit dem Kunsträuber Rosenberg zusammenarbeitete, formal aber kein Parteimitglied und 1952–1960 Direktor des Bundesarchivs war. Er umgab sich dort mit durchaus belasteten Kollegen und stellte sogar den „Alten Kämpfer“ Walter Latzke ein, der in seiner Heimat Österreich nicht wieder in den Archivdienst übernommen worden war. Nicht so interessiert war er offenbar an der zu einer prominenten Historikerin aufgestiegenen ukrainischen Historikerin Natalija Polons'ka-Vasylenko – obwohl diese sich mit zahlreichen anderen ukrainischen Wissenschaftlern (Ohloblyn, Odryna) 1941/42 recht gern in den deutschen Dienst gestellt hatte. Polnischen Archivaren ist nach dem Krieg ebenfalls vorgeworfen worden, willig den Deutschen zu Diensten gewesen zu sein. Die weitergehende Kollaborationsdiskussion, die um die Arbeit über das Institut für deutsche Ostarbeit und seine polnischen Beschäftigten entbrannt ist (Anetta Rybicka: *Instytut Niemieckiej Pracy Wschodniej. Kraków 1940–1945. Warszawa 2002*), wird jedoch bei Lehr nicht behandelt.

Im Krieg sollte sowohl im Generalgouvernement als auch in der Ukraine eine deutsche Archivverwaltung an die Stelle der früheren treten. Was als Sicherung der Bestände ausgegeben wur-

de, diente der Vorbereitung des Abtransports nach Westen oder – im Falle der jüdischen und (in der Ukraine) kommunistischen Akten – den NS-Vergeltungsmaßnahmen. Lehr zeigt im Detail auf, was etwa Winter nach 1945 als „völkerrechtlich vertretbare“ Sicherungsmaßnahmen „aus dem Bewusstsein einer gesamteuropäischen Verantwortung“ bezeichnete, und deckt damit einen weiteren Aspekt der deutschen Lebenslüge auf. Wolfgang A. Mommsen, 1967–1972 Präsident des Bundesarchivs, hielt noch 1947 „einen flotten Angriff deutscherseits gegen die russischen Kulturverbrechen“ für „die beste Verteidigung“ des deutschen „Osteinsatzes“ (S. 328–329). Dass die ungenügenden Transportmittel und die äußeren Umstände letztlich dazu führten, dass große Teile des polnischen und ukrainischen Archivguts vernichtet wurden, ist ein anderer Aspekt der Geschichte; dass sich Archivare wie Winter auch am Rosenberg-Raubzug beteiligten, stellt den immer wieder bestrittenen Kontext ihres Handelns dar.

Lehrs Arbeit dokumentiert an einem kleinen Ausschnitt des deutschen Handelns Kontinuität. Dass diese in die Bundesrepublik hineinreichte, erstaunt nun niemanden mehr. Insofern füllt das Buch eine Lücke hinsichtlich einer Tätigkeit, die vielleicht nicht ganz so blutig war wie das Wirken anderer Deutscher im „Osteinsatz“, aber in das Gesamtbild passt und es keineswegs korrigiert.

Frank Golczewski, Hamburg

OLEKSII O. KURAJEV: *Polityka Nimeččyny i Avstro-Uhorščyny v Peršij svitovij vjni. Ukrajin-s'kyj naprjamok. Kyjiv: NAN Ukrajin, Instytut ukrajins'koji archeohrafiji ta džereloznavstva, 2009. 454 S. ISBN: 978-966-02-5478-7.*

Die vorliegende Monographie ist aus dem Forschungsprogramm „Ukrajina v konteksti zahal'nojevropejs'koho istoryčnoho procesu v dokumentach i materialach“ (Die Ukraine in der gesamteuropäischen historischen Entwicklung – Dokumente und Materialien) des Instituts für Ukrainische Archeographie und Quellenkunde der Nationalen Akademie der Wissenschaften in Kiev hervorgegangen und diskutiert auf Grundlage von deutschen und österreichischen Regierungsdokumenten den ukrainischen Faktor in der Außenpolitik der Mittelmächte während des Ersten Weltkriegs. Der Autor ist ein ausgewiesener Kenner deutscher und österreichischer Archive und

rückt in bisher nicht gekannter Breite souverän und ad fontes gehend mittels eines synchron-diachronen Vergleichs minutiös die strategische Bedeutung seines Heimatlandes für die politischen Eliten in Wien und Berlin zu verschiedenen Phasen des Großen Krieges ins rechte Licht. Im ersten Kapitel beschreibt Kurajev die sich wandelnde Bedeutung der Ukraine im System der politischen Interessen von Habsburgern und Hohenzollern seit 1594. Auf dieses Jahr datiert der Verfasser den ersten Versuch der Habsburger, im Rahmen ihrer Korrespondenz mit den Zaporoger Kosaken das ukrainische Element für die eigenen politischen Ziele zu nutzen. Den eigentlichen Problemkontext für die gesamte Argumentation bildet für den Autor der Zeitraum vom Revolutionsjahr 1848 und dem politischen Erwachen der Ukrainer bis zur Julikrise 1914. In den drei Kapiteln des Hauptteils seziiert der Verfasser von August 1914 bis zum Ende der Imperien im Herbst 1918 Monat für Mo-

nat die Ereignisgeschichte im Hinblick auf die ukrainische Karte im Spiel der Mittelmächte. Vermutlich den Prinzipien des o.g. Forschungsprogramms geschuldet, wird erst in einem Anhang am Ende des Buches der Forschungsstand zusammengefasst. Inkonsistent ist die Struktur der Anmerkungen, die sonst als Endnoten, in der Zusammenfassung hingegen als leserfreundliche Fußnoten angelegt wurden. Der Band wird abgerundet von einem Literatur- und Quellenverzeichnis, das praktischerweise als Dokumentenverzeichnis angelegt ist und dessen potentiellen Umfang die Dokumentensammlung von Hornykiewicz bisher nur erahnen ließ.

Der Autor legt nicht nur eine weitere Studie zur Ukrainepolitik der Mittelmächte während des Großen Kriegs vor, sondern verfolgt in Abgrenzung zu früheren Untersuchungen von Beyer, Baumgart, Borowsky, Remer, Fedyshyn und Mędrzecki vor allem vier Ziele: 1. am Beispiel des Konflikts zwischen den europäischen Mächten den Platz des ukrainischen Volkes in der europäischen Politik zu definieren; 2. damit verbunden den Einfluss der internationalen Politik auf die Entscheidungen in Hofburg und Reichskanzlei offenzulegen; 3. Interdependenzen zwischen militärischer Entwicklung an der Front seit dem Sommer 1915 und der Ukrainepolitik der Zentralmächte zu belegen, und 4. nicht zuletzt einen möglichst umfassenden Überblick zu themenrelevanten Quellen und zur Sekundärliteratur anzubieten. Anhand von zahllosen, durchaus ukrainophilen Absichtserklärungen, deren Absender in den seltensten Fälle die Entscheidungsträger in den Regierungen, sondern in der Regel Vertreter der Wiener und Berliner Diplomatie waren, glaubt der Verfasser eine eigentümliche Asymmetrie von Worten und Taten in Bezug auf die der Ukraine zgedachten Rolle zu erkennen. Folgt man der Argumentation des Autors, so passte sich diese an die jeweilige Kriegskonstellation an, wuchs aber zu keiner Zeit über die Nebenrolle als Objekt des Geschehens hinaus. Mit dem militärischen Erfolg

und der Beruhigung der Ostfront zwischen Mai 1916 und der Februarrevolution 1917, so kann der Verfasser nachweisen, wechselte die scheinbar proukrainische Politik Deutschlands und Österreich-Ungarns zu eingeübten Paradigmen von Eroberungsplänen im Osten. Die strategische Bedeutung der Ukraine für die Mittelmächte als Handelsobjekt mit dem bolschewistischen Russland habe sich dann wieder im Brester Frieden vom Februar 1918 gezeigt. Man marschierte nun, um den Buchtitel zu paraphrasieren, wieder in „Richtung Ukraine“. Die formelle Unabhängigkeit der Ukrainischen Volksrepublik verwandelte sich faktisch in eine deutsch-österreichische Besatzungsdiktatur, in der es Wien vor allem um die Wahrung wirtschaftlicher Interessen ging, während Berlin auch eine mit dem Reich verbündete Ukraine im Rahmen einer zukünftigen Neuordnung Osteuropas gegen Polen und Sowjetrußland stärken wollte. Die Stärken des Buches sind paradoxerweise zugleich die Ursache seiner Mängel. Der Darstellung der politisch-strategischen Meinungsverschiedenheiten der Mittelmächte über die Ukraine lässt analytische Stringenz vermissen. Hier wäre eine stärkere Berücksichtigung der deutschen Archivbestände zum Einmarsch in die Ukraine, in denen sich die teils heftigen Auseinandersetzungen zwischen deutschen und österreichischen Militärs und Diplomaten widerspiegeln, wünschenswert gewesen. Die betonte Distanz zu den ukrainischen Akteuren und der weitgehende Verzicht auf die Benutzung der Archive von Zentralrada und Het'man-Ukraine sind ebenso kontraproduktiv. Denn im Spiegel der Akten der Mittelmächte zeigen diese Unterlagen, wie die Ukrainer ihre Spielballrolle perfektionierten und, um mit Frank Golczewskis neuester Studie zu schließen, wie Ukrainern und Deutschen nach den Erfahrungen der Zeit zwischen 1914 und 1918 „[...] die deutsch-ukrainische Option als sinnvolle politische Konstellation“ der Zukunft erscheinen ließ.

Frank Grelka, Frankfurt/Oder

PAWEŁ MACHCEWICZ: *Spory o historię 2000–2011*. Kraków: Znak, 2012. 268 S. ISBN: 978-83-240-1887-1.

Paweł Machcewicz describes his newest book as an attempt to present the increase of the political importance of history and the deepening ideologi-

cal divisions in present-day Poland. Machcewicz, in dealing with the most disputable issues of the politics of memory, tries to answer questions about the causes of the increasing social interest in Polish contemporary historiography and the results of the usage of narrations about the Past as a substantiation of political decisions.

The very author guarantees reliability and cognitive value of the book. Machcewicz used to be a respected researcher, characterized by a broad output, experience and analytical brilliancy; he also used to be one of the founders of contemporary Polish politics of memory and participated in the formation of the Institute of National Remembrance (IPN). His book seems to be interesting also because in Poland his opinions were criticized by both the Post-Communist Left and the Nationalist Right. Despite of criticism Machcewicz still is one of the most influential and inspiring Polish historians and his academic output proves methodological and analytical proficiency.

However, while his previous works were just historical studies, "Spory o historię" (eng. "Disputes about the History") are rather appertains to political or social sciences. It considers ongoing social processes and phenomena which are quite different from those which Machcewicz used to analyze earlier. Moreover, the book cannot be recognized as fully academic; even though the author includes chapters containing the results of research projects the book is more of a commentary, sometimes a quite personal one, to the debate about Polish politics of memory. Machcewicz takes a specific side in an ideological dispute, so the most adequate description of the book is the one made by the publisher, who calls the book "a testimony of the most important discussions and disputes about the History".

The book is not a research work and does not include a deepened analysis of social processes. The title may be seen as somewhat delusive. On the whole, the book is not a record of Polish debates but a personal testimony of a witness of the processes. The personal character of the work accounts for its cognitive value – in spite of the lack of deepened analysis; and though Machcewicz does not answer all questions he introduces into one of the most influential visions of Polish politics of memory. It is the vision which currently dominates in the domestic public discourse and which is supported by the author, now acting as director of the Museum of the Second World War in Gdańsk. "Spory o historię" is a high-ranking source to understand the mainstream of Polish politics of memory and absorbingly corresponds with the prior book by ANTONI DUDEK, another prominent Polish historian. (A. DUDEK Instytut.

Osobista historia IPN [The Institute. A Personal history of the IPN]. Warszawa 2011.)

The most interesting part of the book is the expanded introduction, in which Machcewicz tries to answer the question about the causes of the deep differences in assessing contemporary Polish history. But he does not include here witty analyzes or deepened considerations, which he used to include in his previous works. Machcewicz's schema of social divisions is unusually simplified, closer to journalistic than academic writing. The author is too personal and too committed to a specific vision to be able give a comprehensive explanation. Moreover, Machcewicz seems to underestimate some aspects of narrating the Past, e.g. its influence as a motivation to act. Also, it is surprising how excessively Machcewicz differentiates between the political and the social. This is noticeable when he overestimates the debate about Polish-Jewish relations during the Second World War, initiated by Jan T. Gross's "Neighbors". (J. T. GROSS *Neighbors. The Destruction of the Jewish Community in Jedwabne, Poland*. Princeton, NJ: Princeton University Press, 2001 [in Polish published in 2000].)

Machcewicz's book is divided into five thematic parts and includes thirty-two chapters which are revised texts of articles published between 2000 and 2011 in the most influential Polish newspapers and magazines. The disadvantage thereof is lack of information about the original publication. Although Machcewicz in his introduction partly describes the context of each one of them it would be much more useful for the reader to know the specific connotations of each chapter. This would be the easiest way to understand Polish debates about the Past, which – as book's title suggests – is the main goal of the work.

The first part of the book includes twelve chapters considering issues related to dealing with the communist past and its remembrance. Considering Machcewicz's academic output and research interests, this part seems to be quite interesting; the author often refers to his own research and to his experience as a leading historian of the IPN. The next part supplements the previous one, but it only considers questions about the assessment of the leader of the Solidarity Trade Union Lech Wałęsa. In three chapters Machcewicz objects the very selective approach by SŁAWOMIR CENCKIEWICZ and PIOTR GONTARCZYK criticizing their

opinions as presented in their book about Wałęsa's relations with the Polish communist security service (S. CENCKIEWICZ / P. GONTARCZYK: *SB a Lech Wałęsa. przyczynek do biografii* [SB and Lech Wałęsa. A Contribution to a biography]. Gdańsk: Instytut Pamięci Narodowej, 2008.)

The third part is especially interesting for readers who want to understand the basic tenets of the Polish mainstream vision of politics of memory. From among five chapters, the opening one – "I Westerplatte, i Jedwabne" – is the most important. The author is arguing there against the conservative historian Andrzej Nowak, as well as he explains his own perspective on the relation between the Past and politics. The fourth chapter may be recognized as Machcewicz's contribution to the debate about Polish-Jewish relations during the Second World War. He also tries to argue with Gross's opinions, which is interesting considering Machcewicz's role in Polish investigations of the crime in Jedwabne. The author's standpoint seems to be well balanced and supported by reliable sources; Machcewicz is subtly stating his opinions and aware of controversies around the issue in the Polish public discourse.

JAKUB POZNAŃSKI: *Tagebuch aus dem Ghetto Litzmannstadt*. Aus dem Polnischen übersetzt und herausgegeben von Ingo Loose. Berlin: Metropol, 2011. 354 S., Abb. ISBN: 978-3-86331-015-8.

Der Agraringenieur Jakub Poznański (1890–1959) war mit Frau und Tochter fast fünf Jahre im Getto Litzmannstadt eingeschlossen. Von Oktober 1941 an hielt er seine Eindrücke in Tagebucheinträgen fest: die furchtbaren Lebensbedingungen als normaler Gettobewohner, ab August 1944 versteckt auf dem geräumten Gettogelände, wo er bis zur Befreiung durch die Rote Armee im Januar 1945 überlebte, sowie die ersten Wochen unter den neuen Machthabern bis zum 2. Juni 1945. Vervollständigt wird diese Chronologie durch Rückblicke auf die Zeit seit der Besetzung von Lodz durch die Wehrmacht Anfang September 1939. Das Tagebuch liegt nach zwei Ausgaben in der polnischen Originalsprache und der hebräischen Fassung (2010) nun auch auf Deutsch vor. Sie stützt sich auf die teils noch erhaltenen Hefte und – für die im Original verschollenen Textteile – auf die Erstausgabe von 1960.

In the last part Machcewicz considers the issue of reconciliation in East and Central Europe. He criticizes the usage of martyrdom narrations as an instrument of political competition and argues against both the Polish conservatives' vision of politics of memory and the propositions of the German "Bund der Vertriebenen". The author's middle-of-the-road standpoints about remembrance of the Second World War are a splendid punchline of the book, which seems to be just a middle-of-the-road voice in the Polish debate on politics of memory, a voice which states that sore experiences should unite, not divide.

In summing up „Spory o historię“ is a valuable and interesting book. However, Machcewicz's work is a personal commentary, not an academic study; his considerations are useful to understand dilemmas of Polish politics of memory. Even if he does not avoid simplifications and finally does not answer his main question, Machcewicz with his book enables us to understand the mainstream vision of Polish politics of memory and the political context of its foundation.

Patryk Wawrzyński, Toruń

Unter den zahlreichen überlieferten Aufzeichnungen aus dem Getto Litzmannstadt kommt denen von Poznański eine besondere Bedeutung zu, da sie die späteren Besatzungsjahre kommentieren, die die meisten anderen Tagebücher nicht einbeziehen – denn ihre Verfasser waren mittlerweile ermordet worden oder an Krankheiten gestorben. Zu den immer wiederkehrenden Themen gehört die Höhe der in regelmäßigen Abständen an die Gettoinsassen ausgegebenen Lebensmittelrationen, die Poznański jeweils mit präzisen Gramm-Angaben notiert. Nur stellenweise erfährt der Leser Genaueres über sein Familienleben, das den Anspannungen von sich ständig verschlimmerndem Hunger, schwer erträglicher Beengtheit der Wohnverhältnisse und zahllosen mehr oder weniger beängstigenden Gerüchten ausgesetzt war. Dass die aus Litzmannstadt Deportierten in den massenhaften Tod geschickt wurden, mochte er nicht glauben (S. 86, 88, 124, 157) – dies war für ihn rational nicht nachvollziehbar.

Das Getto war für Poznański ein kleiner „Staat“ für sich. Häufig übte er nüchterne Kritik an den Zuständen in der jüdischen Verwaltung, die dem eigenwilligen „Judenältesten“ Chaim

Rumkowski unterstand: an Günstlings- und Vetternwirtschaft, gewissen ‚von oben‘ angeordneten, ineffektiven Regelungen usw. Wie Poznański am 26. Juli 1943 begründete, sollte sein Tagebuch gewährleisten, dass „ein zukünftiger Chronist nicht nur aus offiziellen Quellen wird schöpfen können, sondern auch aus privaten Aufzeichnungen“ (S. 130). In diesen Worten spiegeln sich auch die Erwartungen, die ab Ende 1942 auf ein baldiges Kriegsende durch den raschen Vormarsch der Alliierten gerichtet waren. Ehe es dazu kam, wurden fast alle Insassen der größten Zwangsarbeitseinrichtung unter Hitler im Sommer 1944 nach Auschwitz abtransportiert. So war der durch den Einmarsch der Russen am 20. Januar 1945 nach unsäglichem Strapazen befreite Verfasser einer der wenigen Überlebenden des Gettos.

Endete die erste Ausgabe mit dieser Zäsur, so ist der deutschen Ausgabe nun das letzte Heft angefügt, in dem Poznański die Anfangsphase des prosovjetschen Regimes beschreibt. Trotz aller gegenteiligen Bemühungen der neuen Machthaber breitete sich, wie der Verfasser enttäuscht notierte, „der Antisemitismus immer weiter aus“ (S. 347). Trost fand er in der religiösen Tradition – am ersten Pessachtag nach dem Ende der Okkupation wurde der Sederabend sehr feierlich begangen. Poznański blieb bis an sein Lebensende in Lodz und beteiligte sich als Betriebsleiter am Wiederaufbau des geschundenen Landes.

Die der Eigeninitiative von Ingo Loose zu dankende Übersetzung ermöglicht auch heute noch die Vergegenwärtigung des Leidens im Getto Litzmannstadt und stellt für die deutschsprachige

Literatur eine große Bereicherung dar. Allerdings wäre ein einfühlsames Endlektorat dem Text zuzugutegekommen, in dem eine Reihe von weniger geglückten Formulierungen (z.B. Polonismen) stehen geblieben ist. Die Kommentierung ist uneinheitlich und im Allgemeinen zu zurückhaltend, sodass der Leser mit zahlreichen ihm unbekanntem Begriffen, Personen und Institutionen alleingelassen wird. Manchmal hätten erklärende Fußnoten auch anders platziert werden müssen. Wenn Poznański von der „Zeitung“ spricht (S. 67–68), seiner (neben einem Radioapparat) wichtigsten Informationsquelle über das Geschehen jenseits des Gettozauns, meint er die Litzmannstädter Zeitung, die neuerdings auch von der Holocaust-Forschung wiederentdeckt wurde (siehe Gordon J. Horwitz *Ghettostadt. Łódź and the Making of a Nazi City*. Cambridge/Mass. 2008). Die Schreibung „Ghettoverwaltung“ (S. 120, 180) ist anachronistisch, war doch gerade in der Verwaltung des deutsch besetzten Lodz mit Blick auf ihr Geschöpf – das Getto Litzmannstadt – fast stets nur die eingedeutschte Schreibweise im Gebrauch.

Sehr hilfreich ist das Personenregister; eine knappe Liste mit Neuerscheinungen der letzten anderthalb Jahrzehnte lädt zu vertiefender Lektüre ein. Nützlich wäre hier noch ein Hinweis auf die Internet-Präsentation des letzten Jahrs der zeitgenössischen Chronik des Gettos (<http://www.gettochronik.de>) gewesen, mit der Poznańskis Eindrücke mit einem weiteren Geschehen in Beziehung gesetzt werden können.

Klaus-Peter Friedrich, Marburg/Lahn

SVEN JÜNGERKES: Deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland 1941–1945. Eine Kommunikations- und Kulturgeschichte nationalsozialistischer Organisationen. Konstanz: UVK, 2010. 575 S. = Historische Kulturwissenschaft, 15. ISBN: 978-3-86764-270-5.

Niemand würde wohl auf die Idee kommen, eine Studie zur deutschen Besatzungsverwaltung in Frankreich ohne Französischkenntnisse zu verfassen. Doch bezüglich eines osteuropäischen Landes scheint dies kein Problem zu sein. Während der Autor umfangreich und in mehreren Staaten die deutschsprachige Aktenüberlieferung erforscht hat und seine empirischen Befunde nahezu erschöpfend ausbreitet, ignoriert er praktisch die Ergebnis-

se der lettischen Historiographie mit ihrem zeitgeschichtlichen Flugschiff, den inzwischen 25 Bänden der lettischen Historikerkommission. Doch selbst die englischsprachige Forschung wird nur auszugsweise rezipiert. Der historische Überblick bis zum Zweiten Weltkrieg ist veraltet und voller inhaltlicher Fehler. Außerdem behandelt Jüngerkes die Entwicklung in Lettland überwiegend aus der Perspektive der Besatzungsmacht. Letten und andere Einheimische tauchen selten als Akteure auf und wenn, dann gespiegelt durch das Prisma der deutschsprachigen Überlieferung. Einzig überlebende Juden erhalten durch autobiographische Schriften mitunter eine eigene Stimme.

Jüngerkes' Untersuchungsgegenstand ist die deutsche Zivilverwaltung des Reichskommissariats

Ostland in Lettland. Laut seinen Angaben fanden sich im ganzen Reichskommissariat im Jahr 1942 nur 2504 Beschäftigte in der Zivilverwaltung (S. 124) und davon in Lettland gerade einmal 237 Mitarbeiter (S. 129). Angesichts der Einwohnerzahlen von über 15 Millionen für das ganze Gebiet vor dem Krieg und 1,9 Millionen für Lettland erscheint es eigentlich als faszinierender Untersuchungsgegenstand, wie eine so kleine Zahl von Beamten dermaßen viele Menschen während eines Krieges administrieren konnte. Dies gelang nur in enger Zusammenarbeit mit einheimischen Apparaten, die einer deutschen Aufsichtsverwaltung unterstanden. So beschäftigte die Stadt Riga, die einzige mit einem deutschen Bürgermeister, 58 deutsche und zwischen 10.000 und 12.000 lettische Mitarbeiter (S. 261). Bedauerlicherweise erfahren wir in dieser Arbeit aber kaum etwas über die Zusammenarbeit der deutschen Bürokraten mit den Einheimischen, obwohl letztere zahlenmäßig überwogen und mit Sicherheit auch die meiste Arbeit geleistet haben, wenn auch die wichtigsten Entscheidungen von Deutschen getroffen wurden oder von deutschen Dienststellen bestätigt werden mussten.

Der Autor geht methodisch von den Ansätzen der Systemtheorie Niklas Luhmanns und der Prozesstheorie Karl Weicks aus, die er „für die Analyse historischer Phänomene“ nutzen möchte (S. 15), nachdem er sie erschöpfend beschrieben hat. Jüngerkes will nationalsozialistische Organisationen – die Besatzungsverwaltung in Lettland dient ihm als Fallbeispiel – aus der Perspektive der Kultur- und Kommunikationsgeschichte untersuchen. Gewisse Zweifel hat der Rezensent schon, ob die Luhmannsche Systemtheorie besonders kompatibel zur Kulturgeschichte ist. Bezüglich der versprochenen Kommunikationsgeschichte beschränkt sich diese oftmals auf eine Schilderung des Zustands der Post-, Telefon- und Fernschreiberverbindung.

Ich möchte mir kein Urteil darüber erlauben, in welchem Umfang Jüngerkes seinen theoretischen Anspruch tatsächlich erfüllt hat. Anhand des wirklich umfangreich genutzten Archivmaterials erwartet der Leser nämlich entweder neue Erkenntnisse zur deutschen Okkupation in Lettland oder eine neue Wege einschlagende Fallstudie zur deutschen Besatzungsverwaltung im Osten. Manche Feinheiten der Organisationssoziologie dürften ihn dagegen eher weniger interessieren. Hier liegt auch eine eindeutige Schwäche des Zugangs des Verfassers.

Jüngerkes stellt erst einmal die Institution und

ihren Aufbau vor – dabei vermisst der Leser schmerzlich irgendwelche Organisationsschemata oder andere hilfreiche Grafiken –, und schildert dann konkurrierende Einrichtungen, die in Hitlers Reich ja zahlreich waren. Anschließend kommt er in seinem Hauptteil – den Fallstudien – zur Arbeitsweise der Zivilverwaltung. Er kann eine ältere Blickweise der geringen Effizienz und des unqualifizierten Personals, der „Ostnieten“, korrigieren und gibt mit Hilfe von knappen Biographien auch einen Einblick auf die Zusammensetzung der leitenden Mitarbeiter. Jüngerkes gelingt es sehr wohl, Kompetenzstreitereien nachzuzeichnen, seien es mit den Behörden Heinrich Himmlers oder mit dem Bürgermeister Rigas. Zu den ausführlich behandelten Themen zählen Rangfragen, Reformversuche und -überlegungen einschließlich einer möglichen Autonomie Lettlands, der Holocaust oder das Ende des Reichskommissariats.

Problematisch ist, dass Jüngerkes trotz des Detailreichtums wenig Neues zur deutschen Besatzung in Lettland zu sagen hat. Erstens liegt dies am methodischen Zugang. Das vorgefundene empirische Material wird umfangreich nacherzählt und anschließend – wenn überhaupt – der Analyse anhand des theoretischen Rahmens unterworfen. Dabei interessieren oftmals eher verwaltungstechnische Einzelheiten und Formfragen, wie sieben Seiten zur Dienstuniform belegen (S. 250–256), als die größeren historischen Zusammenhänge. Rund ein Drittel des Fließtextes besteht aus solchen eher unwichtigen Details. Zweitens orientiert sich Jüngerkes in der lettischen Geschichte, wie schon angedeutet, eher schlecht, da er die entsprechende Historiographie nicht kennt. So kommen auch grobe Schnitzer vor, wie das Baltikum als landwirtschaftliches Zuschussgebiet zu bezeichnen, wo der Lebensmittelverbrauch unter deutscher Besatzung drastisch zu senken sei (S. 170). Auch wird der wichtige Einfluss des ersten sowjetischen Jahres nur im Vorübergehen angesprochen. Drittens übergeht er wirklich spannende Fragen, die noch nicht gründlich untersucht sind. Eines dieser Themen ist die Zusammenarbeit von Deutschen und Einheimischen, welche ja die überwiegende Mehrzahl des Verwaltungspersonals bildeten und eben keine bloßen Marionetten waren. Mitunter waren diese lettischen Beamten auch qualifizierter als der deutsche aufsichtführende Beamte. Weiterhin möchte der Leser auch mehr darüber erfahren, wie die Bevölkerung die deutsche Zivilverwaltung sah. Wie wur-

de außerdem die Zivilverwaltung in den Medien inszeniert? Schließlich bleibt auch die Frage unbeantwortet, welche der konkurrierenden deutschen Institutionen wann die dominante Rolle im Ostland innehatte. Viertens fehlen, bedingt durch den methodischen Zugang, die politischen und ideologischen Aspekte der deutschen Herrschaft im Osten. In der Darstellung Jüngerkes' dominieren zu sehr die Dienstwege und die bürokratischen Vorgänge. Aber wenn auch die meisten deutschen Pläne und Ost-Fantasiën aus pragmatischen Gründen auf die Zeit nach dem Endsieg verschoben werden mussten, sollten diese doch von den Verwaltungen und Dienststellen im Osten dann implementiert werden. In den jeweiligen Generalbezirken des Reichskom-

missariats wurde die Bevölkerung bekanntlich sehr wohl nach rassischen und ideologischen Gesichtspunkten unterschiedlich behandelt. Massenmord war ein untrennbarer Bestandteil der deutschen Okkupationspolitik und die Zivilverwaltung leistete ihren Anteil.

Zusammenfassend gesagt, bietet diese Dissertation kaum wirklich neue Einsichten in die deutsche Besatzungsverwaltung in Lettland bzw. in Osteuropa, allerdings liefert sie zahlreiche neue Details. Möglicherweise freuen sich Anhänger der Systemtheorie, diese an einer nationalsozialistischen Institution erprobt zu sehen; für den simplen Historiker ist das Ergebnis dagegen weniger befriedigend und fordert ein ziemliches Durchhaltevermögen.

Olaf Mertelsmann, Tartu

Außerdem wurden in *recensio.net* Besprechungen in rein elektronischer Form als „jgo.e-reviews“ 2013,3 zu folgenden Büchern veröffentlicht:

ELISA M. BECKER: *Medicine, Law, and the State in Imperial Russia*. (Daria Sambuk)

BRIAN BENNETT: *The Last Dictatorship in Europe. Belarus under Lukashenko*. (Gerhard Simon)

PETER BÖTHIG / PETER WALTHER: *Die Russen sind da. Kriegsalltag und Neubeginn 1945 in Tagebüchern aus Brandenburg* / Hrsg. von Peter Böthig und Peter Walther. Mit einem Nachwort von Alexander Gauland. (Kerstin Bischl)

DITTMAR DAHLMANN / ANKE HILBRENNER / BRITTA LENZ: *Überall ist der Ball rund. Zur Geschichte und Gegenwart des Fußballs in Ost- und Südosteuropa – Nachspielzeit* / Hrsg. von Dittmar Dahlmann, Anke Hilbrenner und Britta Lenz. (Kristina Exner-Carl)

BENNO ENNKER / HEIDI HEIN-KIRCHER: *Der Führer im Europa des 20. Jahrhunderts* / Hrsg. von Benno Ennker und Heidi Hein-Kircher. (Jan Plamper)

JEHANNE M. GHEITH / KATHERINE R. JOLLUCK: *Gulag Voices. Oral Histories of Soviet Incarceration and Exile*. (Robert Kindler)

MACIEJ GÓRNY: "Die Wahrheit ist auf unserer Seite". *Nation, Marxismus und Geschichte im Ostblock* / Aus dem Polnischen übersetzt von Peter Oliver Loew, Błażej Białkowski (Seiten 266–274) und Andreas Warnecke (Seiten 21–52). (Hans-Christian Maner)

EMILY GREBLE: *Sarajevo, 1941–1945. Muslims, Christians, and Jews in Hitler's Europe*. (Klaus Buchenau)

JAN HECKER-STAMPEHL / BERND HENNINGSSEN / ANNA-MAIJA MERTENS: *1809 und die Folgen. Finnland zwischen Schweden, Russland und Deutschland* / Hrsg. von Jan Hecker-Stampehl, Bernd Henningsen, Anna-Maija Mertens und Stephan Michael Schröder. (Edgar Hösch)

ANTHONY HEYWOOD: *Engineer of Revolutionary Russia. Iurii V. Lomonosov (1876–1952) and the Railways*. (Jurij A. Petrov)

DAVID L. HOFFMANN: *Cultivating the Masses. Modern State Practices and Soviet Socialism, 1914–1939*. (Katja Bruisch)

GEOFFREY HOSKING: *Russian History. A Very Short Introduction*. (Zaur Gasimov)

INDREK JÄÄTS / ERKI TAMMIKSAAR: *Proniknovenie i primenienie diskursa nacional'nosti v Rossii i SSSR v konce XVIII – pervoj polovine XX vv.* / Redaktory: Indrek Jaats, Erki Tammiksaar. (Kristina Küntzel-Witt)

ULRICH KRONAUER: *Aufklärer im Baltikum. Europäischer Kontext und regionale Besonderheiten* / Hrsg. von Ulrich Kronauer. (Claus Scharf)

SERGEJ KUDRJAŠOV: *Sovetskij kosmos. Special'noe izdanie k 50-letiju poleta Jurija Gagarina* / Šef-redaktor Sergej Kudrjašov. (Matthias Schwartz)

ANNA F. LITVINA / FEDOR B. USPENSKIJ: *Traektorii tradicii. Glavy iz istorii dinastii i cerkvi na Rusi konca XI – načala XIII veka*. (Christian Raffensperger)

MICHAELA MAREK / DUŠAN KOVÁČ / JIŘÍ PEŠEK: *Kultur als Vehikel und als Opponent politischer*

- Absichten. Kulturkontakte zwischen Deutschen, Tschechen und Slowaken von der Mitte des 19. Jahrhunderts bis in die 1980er Jahre / Hrsg. von Michaela Marek, Dušan Kováč, Jiří Pešek und Roman Prahl. (Marketa Spiritova)
- GERTRAUD MARINELLI-KÖNIG: Die böhmischen Länder in den Wiener Zeitschriften und Almanachen des Vormärz (1805–1848). Tschechische nationale Wiedergeburt – Kultur- und Landeskunde von Böhmen, Mähren und Schlesien – Kulturelle Beziehungen zu Wien. (Heidi Heinkircher)
- STEPHAN MERL: Politische Kommunikation in der Diktatur. Deutschland und die Sowjetunion im Vergleich. (Oksana Nagornaja)
- VERENA MORITZ / HANNES LEIDINGER: Die Russische Revolution. (Georg Wurzer)
- TAMARA PETKEVICH: Memoir of a Gulag Actress / Translated by Yasha Klots and Ross Ufberg.
- Foreword by Joshua Rubenstein. (Immo Rebitschek)
- E. I. PIVOVAR: The Post-Soviet Space. Integration Alternatives. A Historical Outline / Translated by Tatyana Kovalevskaya and Fairuza Vagizova. (Gerhard Wettig)
- LEWIS H. SIEGELBAUM: The Socialist Car. Automobile in the Eastern Bloc / Edited by Lewis H. Siegelbaum. (Ernst Wawra)
- BEATE STÖRTKUHL / JENS STÜBEN / TOBIAS WEGER: Aufbruch und Krise. Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg / Hrsg. von Beate Störtkuhl, Jens Stüben und Tobias Weger. (Martin Munke)
- LARISSA ZAKHAROVA: S'habiller à la soviétique. La mode et le Dégel en URSS. (Andreas Oberender)